



# Leseprobe

Antonio Muñoz Molina

## Die Nacht der Erinnerungen

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 1008

Erscheinungstermin: 24. Mai 2018

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Von später Liebe und Verrat in Zeiten des Krieges.**

Madrid, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkriegs: Ignacio Abel, ein erfolgreicher Architekt, beginnt eine leidenschaftliche Affäre mit der attraktiven Amerikanerin Judith Biely. Als Ignacios Frau das Verhältnis entdeckt, versucht sie, sich umzubringen. Judith, geschockt und geplagt von Gewissensbissen, verschwindet spurlos. Auf der Suche nach ihr irrt Ignacio durch die Straßen von Madrid, in denen die politische Lage sich zuspitzt. Wie durch ein Wunder gelingt es ihm, einem Erschießungskommando zu entkommen und nach Amerika zu fliehen. Dort trifft er überraschend Judith wieder, mit der er eine letzte Nacht verbringt, die große »Nacht der Erinnerungen«.



### **Autor**

## **Antonio Muñoz Molina**

---

Antonio Muñoz Molina wurde 1956 im andalusischen Úbeda geboren. Sein belletristisches Werk ist vielfach preisgekrönt; so wurde er beispielsweise gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet. 1995 wurde er in die Königlich Spanische Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. Muñoz Molina lebt derzeit in Madrid.

ANTONIO MUÑOZ MOLINA wurde 1956 im andalusischen Úbeda geboren. Sein belletristisches Werk ist vielfach preisgekrönt; so wurde er beispielsweise gleich zwei Mal mit dem spanischen Staatspreis für Literatur ausgezeichnet. 1995 wurde er in die Königlich Spanische Akademie für Sprache und Dichtung aufgenommen. Muñoz Molina lebt derzeit in Madrid und New York City, wo er bis 2006 das Instituto Cervantes leitete.

*Die Nacht der Erinnerungen* in der Presse:

»Ein totaler Roman voller Klugheit, Anteilnahme, eindringlicher Schilderungen und scharfsinniger Psychologie.«

*FAZ*

»Ein beeindruckendes Werk, das die Grauzone zwischen Wahrheit und Geschichte mit Leben füllt.«

*Hannoversche Allgemeine*

»Einer der besten spanischen Romane des vergangenen Jahrzehnts!«

*El País*

*Außerdem von Antonio Muñoz Molina lieferbar:*

Der polnische Reiter  
Die Augen eines Mörders

Besuchen Sie uns auf [www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
und Facebook.

Antonio Muñoz Molina

# Die Nacht der Erinnerungen

ROMAN

Aus dem Spanischen  
von Willi Zurbrüggen



**PENGUIN** VERLAG

Die spanische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
»La noche de los tiempos« bei Editorial Seix Barral, S.A.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen  
von Penguin Books Limited und werden  
hier unter Lizenz benutzt.

1. Auflage 2018

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Antonio Muñoz Molina  
All rights reserved


Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011  
by Deutsche Verlags-Anstalt München, in der  
Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlag: Bürosüd nach einem Entwurf von Semper Smile  
nach einer Idee von Glanegger.com

Umschlagmotiv: © Shutterstock/pakhnyushcha  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10446-9  
www.penguin-verlag.de

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Für Elvira

»Was ich jetzt bin, verdanke ich Dir.«

Ford Madox Ford, *Die allertraurigste Geschichte*

»In den spanischen Ereignissen sehe ich eine Beleidigung, einen Umsturz der Intelligenz, eine völlige Entfesselung des tierhaften, ungebildeten Primitivismus, der die Grundfesten meiner Vernunft erschüttert. Mein Verstand rät mir, mich dem Konflikt zu verweigern, mich abzuwenden von allem, was die Vernunft missbilligt. Ich kann es nicht. Der trauernde Spanier in mir setzt sich immer wieder durch. Diese freiwillige Unterwerfung ist ein Teil von mir, niemals kann ich ein Entwurzelter sein. Alles Spanische empfinde ich als etwas Persönliches, und noch das Verächtlichste muss ertragen werden wie eine unangenehme Krankheit. Das hindert einen aber nicht, die Krankheit zu kennen, an der man stirbt; genauer gesagt, an der wir gestorben sind. Denn alles, was wir heute über das Geschehene sagen können, klingt nach Jenseits.«

Manuel Azaña

»Sollte es stimmen, dass das Vaterland zerstört, das Leben ausgesetzt, alles in der Schwebe ist?«

Pedro Salinas

1 Inmitten des Trubels der Pennsylvania Station ist Ignacio Abel stehen geblieben, als er jemanden seinen Namen rufen hört. Zuerst sehe ich ihn von ferne in der zu den Zügen strömenden Menge, zwergenhaft im Vergleich zur Architektur ringsum, eine männliche Gestalt, die sich nicht von anderen unterscheidet, wie auf einer Fotografie aus jener Zeit: leichte Übergangsmäntel, Trenchcoats und Hüte; Damenhüte mit schräger Krempe und kleinen Federn an der Seite; rote Schirmmützen von Gepäckträgern und Schaffnern; undeutliche Gesichter in der Ferne; offene Mäntel mit wehenden Schößen des rasch Dahinschreitenden; sich begegnende Menschenströme, die jedoch nie zusammenstoßen. Jeder Mann und jede Frau eine Gestalt, die den anderen ähnelt und dennoch eine Identität besitzt, so einzigartig wie der Weg, den sie nimmt, um an ihr Ziel zu gelangen: Richtungspfeile, Tafeln mit Ortsnamen und Abfahrts- und Ankunftszeiten, hallende Eisentreppen, die unter dem Ansturm der Schritte erbeben; Uhren, die von eisernen Bögen hängen oder vertikale Anzeigetafeln mit großen Kalenderblättern krönen, auf denen schon von ferne das Datum abzulesen ist. Man sollte sich alles genau merken: Die Buchstaben und Zahlen, vom gleichen tiefen Rot wie die Mützen der Eisenbahnbediensteten, zeigen einen Tag gegen Ende Oktober 1936. Auf den beleuchteten Zifferblättern der Uhren, die wie Fesselballons hoch über den Köpfen der Menschen hängen, ist es zehn vor vier am Nachmittag. Zu dieser Zeit geht Ignacio Abel durch die Bahnhofshalle, einen luftigen Raum mit Marmor, hohen Eisenkonstruktionen und rußigen Bogenfenstern, durch die ein gelbliches Licht herein-



fällt, in dem flirrender Staub und der Klang von Stimmen und Schritten träge dahintreiben.

Ich habe ihn immer deutlicher gesehen, wie er aus dem Nichts auftauchte, aus dem Nirgendwo kommend wie aus einem Gedankenblitz heraus, mit dem Koffer in der Hand und ermüdet vom Hinaufsteigen der von den schrägen Schattten der Marmorsäulen schraffierten Treppe, benommen von der maßlosen Weite, in die er eintritt und in der rechtzeitig seinen Zug finden zu können er sich nicht ganz sicher ist. Ich habe ihn unter all den anderen erkannt, unter denen er nicht auffällt in seinem dunklen Anzug, dem gleichfalls dunklen Regenmantel und Hut. Seine Kleidung ist europäischen Schnitts und für die Stadt und die Jahreszeit vielleicht etwas zu formell, genau wie der Koffer in seiner Hand, solide und teuer, aus Leder, doch ziemlich abgenutzt schon nach all dem Reisen, mit Aufklebern von Hotels und Reedereien, mit Kreideresten von Zollabfertigungen; ein Koffer, der schwer in seiner vom Umklammern des Tragegriffs schmerzenden Hand hängt und für eine so lange Reise dennoch unzureichend scheint. Mit der Präzision eines Polizeiberichts oder eines Traums nehme ich alle Einzelheiten der Wirklichkeit wahr. Ich sehe sie in dem Moment vor mir auftauchen und Gestalt annehmen, als Ignacio Abel mitten im Geschiebe der Menge einen Augenblick stehen bleibt und sich umdreht wie einer, der gehört hat, dass man seinen Namen ruft. Vielleicht hat ihn jemand gesehen und sagt oder ruft seinen Namen, um über dem Tumult gehört zu werden, der von Marmorwänden und Eisengewölben widerhallt, über dem tönenden Wirrwarr von Stimmen, Schritten, kreischenden Lokomotiven, vibrierenden Böden, dem blechernen Echo der Lautsprecherdurchsagen und den Rufen der Zeitungsverkäufer, die die Abendblätter feilbieten. Ich erforsche seine Gedanken genauso wie seine Taschen und das Innere seines Koffers. Ignacio Abel betrachtet die Titelseiten der Zeitungen stets in der Erwartung und der

Furcht, eine Schlagzeile zu lesen, in der das Wort Spanien, das Wort Krieg oder der Name Madrid auftaucht. Ebenso schaut er auf die Gesichter aller Frauen eines bestimmten Alters und Äußeren in der unvernünftigen Hoffnung, der Zufall führe ihn zu einem Wiedersehen mit seiner verlorenen Geliebten, Judith Biely. In Bahnhofshallen und auf Bahnsteigen, in Wartesälen von Häfen, auf den Bürgersteigen von Paris und New York hat er sich durch ganze Wälder von unbekanntem Gesichtern geschlagen, die ihm im Geiste immer noch entgegenkommen, wenn ihm abends die Augen zufallen. Gesichter und Stimmen, ganze Sätze auf Englisch, zufällig aufgeschnappt, die wie Wortbänder in der Luft hängen. *I told you we were late but you never listen to me and now we are gonna miss that goddamn train*: Auch diese Stimme schien ihn gemeint zu haben, der immer so langsam ist in seinen praktischen Entscheidungen, so unbeholfen unter all den Menschen, mit seinem Koffer in der Hand, seinem unauffälligen, abgetragenen europäischen Anzug, der an Leichenbegängnisse denken lässt, ganz wie der seines Freundes, Professor Rossmann, als er in Madrid auftauchte.

In der Brieftasche, die die rechte Innentasche seines Mantels ausbeult, bewahrt er ein Foto von Judith Biely auf und eines von seinen Kindern, Lita und Miguel, beide lächelnd, aufgenommen an einem Sonntagmorgen vor wenigen Monaten: die auseinandergerissenen Hälften seines Lebens, die früher unvereinbar waren und jetzt beide für ihn verloren sind. Ignacio Abel weiß, dass man Fotografien nicht zu lange betrachten darf, weil die Erinnerung dann abstrakt wird. Den Gesichtern kommt ihre Einzigartigkeit abhanden, wie dem von einem Liebhaber gehüteten Stück Intimwäsche der begehrte Geruch derer, die es getragen hat. Auf den Fotos in den Polizeiarchiven von Madrid haben sich die Gesichter der Toten, der Ermordeten, so vollständig verändert, dass sich nicht einmal die nächsten Angehörigen sicher sind, sie wiederzuerkennen. Was werden seine Kinder sehen, wenn sie in dem von ihrer Mutter

so sorgsam geführten Familienalbum das Gesicht suchen, das sie seit drei Monaten nicht mehr gesehen haben und welches, falls sie es überhaupt jemals wiedersehen, nicht mehr das sein wird, an das sie sich erinnern? Der Vater ist geflohen, wird man ihnen sagen, ein Deserteur, der sich davongemacht, eines Sonntagabends den Zug genommen und so getan hat, als sei alles wie immer, als könnte er ohne Weiteres am nächsten Samstag zum Haus in den Bergen zurückkehren (obwohl er, wenn er geblieben wäre, jetzt wahrscheinlich tot wäre).

Ich sehe ihn in der Halle stehen, hochgewachsen, fremd, hagerer als auf dem Foto in seinem Reisepass, das Anfang Juni erst und dennoch in einer ganz anderen Zeit aufgenommen wurde; vor dem blutigen, dem wahnsinnigen Sommer von Madrid und dem Beginn dieser Reise, die vielleicht in wenigen Stunden endet. Er bewegt sich unsicher, verschreckt und wie verstohlen unter all diesen Leuten, die genau wissen, wohin sie wollen, die energisch auf ihn zukommen, mit einer kraftvollen Entschlossenheit in den Schultern, mit vorgeschobenem Kinn und federnden Schritts. Er hat eine unwahrscheinliche Stimme seinen Namen rufen hören und ist stehen geblieben, hat sich umgedreht und im selben Augenblick schon gewusst, dass niemand ihn gerufen hat, und trotzdem liegt diese unwillkürliche Hoffnung in seinem Blick, der nur auf die ärgerlichen Gesichter jener trifft, die sich seinetwegen auf ihrem geraden Weg aufgehalten sehen, große Männer mit hellen Augen und erhitzten Gesichtern, die auf Zigarren kauen. *Don't you have eyes on your face you moron?* Die Feindseligkeit dieser Fremden ist jedoch ohne Blick. Im Madrid dieser Tage einem durchdringenden Blick rechtzeitig auszuweichen, kann lebensrettend sein. Bloß nicht ängstlich wirken, denn das macht dich automatisch verdächtig! Die gehörte oder in einer akustischen Fata Morgana nur eingebildete Stimme hat ihn aufgeschreckt wie jemanden, der eingenicht ist, eine Treppenstufe übersehen zu haben glaubt und mit einem Ruck

auffährt oder jetzt ganz in den Traum eintaucht. Aber er hat seinen Namen deutlich gehört, nicht gerufen von jemandem, der den Lärm der Menge übertönen will, sondern mit leiser Stimme gesprochen, geflüstert fast, *Ignacio, Ignacio Abel*, von einer Stimme, die ihm zwar bekannt vorkommt, die er aber nicht zuordnen kann, noch nicht. Er weiß nicht einmal, ob es die Stimme eines Mannes oder einer Frau, die eines Toten oder eines Lebenden ist. In Madrid hat er vor der verschlossenen Wohnungstür einmal eine heiser flehende Stimme seinen Namen rufen hören, und er hat keinen Laut von sich gegeben, hat die Luft angehalten, sich nicht gerührt in der Dunkelheit und die Tür nicht geöffnet.

Seit Monaten schon kann man sich bestimmter Dinge nicht mehr sicher sein, zum Beispiel ob jemand, an den man sich gut erinnert, den man vor ein paar Tagen oder einigen Stunden erst gesehen hat, noch lebt. Früher hatten Leben und Tod deutlicher markierte, weniger fließende Grenzen. Andere werden nicht wissen, ob er, Ignacio Abel, noch lebt oder schon tot ist. Man schreibt Briefe oder Postkarten und weiß nicht, ob sie ihren Empfänger noch erreichen, und wenn sie ankommen, ob der, für den sie bestimmt sind, dann noch lebt oder unter der angegebenen Adresse noch wohnt. Man wählt eine Telefonnummer, und am anderen Ende der Leitung meldet sich niemand, oder es meldet sich eine unbekannte Stimme. Man nimmt den Hörer ab, weil man dringend etwas mitteilen oder erfahren will, und die Leitung ist tot. Man dreht einen Wasserhahn auf, und es kommt vielleicht kein Wasser mehr. Ehemals selbstverständliche Verrichtungen unterlässt man, weil alles ungewiss ist. Straßen in Madrid, durch die man immer gegangen ist, enden plötzlich vor einer Barrikade oder in einem Schützengraben oder sind nach der Explosion einer Bombe von Geröllmassen versperrt. Man biegt um eine Straßenecke und erblickt im ersten Licht des Tages den schon starren Körper eines Menschen an einer Hauswand, die Augen

im fahlen Gesicht noch halb offen, entblößte Zähne hinter den wie zu einem Lächeln verzerrten Lippen, die obere Hälfte des Schädels von einem Schuss aus nächster Nähe weggerissen. Mitten in der Nacht klingelt das Telefon, und man fürchtet sich, den Hörer abzunehmen. Das Geräusch des Fahrstuhls, der sich in Bewegung gesetzt hat, oder das Schrillen der Türklingel durchdringt die Nacht, und man weiß nicht, ob es wirkliche Gefahr bedeutet oder ob es nur ein Albtraum ist. Fern von Madrid, fern der schlaflosen Nächte und Monate der Angst erinnert sich Ignacio Abel immer noch im Präsens. Auf die verbale Zeit der Furcht hat die Entfernung keinen Einfluss. In dem Hotelzimmer, in dem er die letzten vier Nächte verbracht hat, weckte ihn der Lärm von feindlichen Fliegern; er riss die Augen auf, und es war nur das Rattern der Hochbahn. Immer noch hört er die Stimmen: Wer hat seinen Namen gerufen, gerade eben, als ich ihn mit offenem Mantel und dem Koffer in der Hand innehalten sah, mit dem ängstlichen Gesichtsausdruck eines Menschen, der auf Uhren und Anzeigentafeln schaut und seinen Zug zu verpassen fürchtet?, welche nicht vorhandene Stimme hat den Lärm des wirklichen Lebens übertönt und ihn gerufen, ihn gedrängt, noch schneller zu laufen oder stehen zu bleiben, umzukehren und zurückzugehen, *Ignacio, Ignacio Abel?*

Jetzt sehe ich ihn viel besser, isoliert im Augenblick des Stillstands, umgeben von schroffen Gesten, feindseligen Blicken derer, die genau wissen, wohin sie gehen, die müde aus ihren Büros kommen, eilig zu ihren Zügen wollen, getrieben von Verpflichtungen, gefangen in den Spinnennetzen persönlicher Beziehungen. Beziehungen, die ihm jetzt abhandengekommen sind wie einem Vagabunden oder Verrückten, obwohl er einen ordnungsgemäßen Pass in der Tasche hat und eine Fahrkarte in der linken Hand hält, der, die nicht den Koffer trägt, den europäisch aussehenden, vom vielen Reisen abgewetzten,

aber immer noch vornehmen Koffer mit bunten Aufklebern von Hotels und Überseedampfern, die ich ebenfalls erkennen kann, wenn meine Aufmerksamkeit wie ein Vergrößerungsglas wirkt, wie die erschöpften und unersättlichen Augen von Ignacio Abel. Ich sehe die Hand, die den ledernen Koffergriff umschließt, nehme die übermäßige Spannung wahr, mit der sie ihn umklammert, den Schmerz in den Gelenken, die diesen Griff seit über zwei Wochen ständig wiederholen, seit diese hochgewachsene Gestalt eines Mannes mittleren Alters, die in der Menschenmenge hier fast untergeht, nachts allein durch eine Straße in Madrid ging, in der die Straßenlaternen ausgeschaltet waren oder das Glas zerschlagen oder blau übermalt worden war und das einzige Licht durch die Ritzen der verrammelten Läden einiger Fenster fiel. Dieselbe Silhouette, ausgeschnitten aus dem Bild der Pennsylvania Station und in eine Straße von Madrid geklebt, die Alfonso XII vielleicht (ihr Name wurde geändert, und eine Zeit lang hieß sie Niceto Alcalá-Zamora; jetzt wurde er aufs Neue geändert und heißt Reforma Agraria), auf den Gehweg mit den Hauseingängen gegenüber dem Retiro-Park vor zwei oder drei Wochen, wie sie in Richtung Atocha-Bahnhof geht, so nah an den Hauswänden entlang, dass der Koffer ab und zu gegen die Mauern schrammt, als wolle sie mit den Schatten eins werden, vor allem, wenn in der Stille der Ausgangssperre das Geräusch eines näher kommenden Autos zu hören ist, was nur Gefahr bedeuten kann, auch wenn alle Papiere in Ordnung, alle Dokumente mit Unterschriften und Stempel versehen sind. Man müsste das genaue Datum der Abreise kennen, aber nicht einmal er selbst weiß, wie viele Tage er bereits unterwegs ist, und die Zeit entfernt sich rasenden Schritts von der Vergangenheit. Eine Stadt im Dunkeln, belagert von der Angst, von Schlachtenlärm erschüttert, erbebend unter dem Brummen sich nähernder Flugzeuge, das vorerst noch klingt wie das Grollen eines fernen Gewitters. Er hat auf eine der

Uhren geschaut, die an den Eisenkonstruktionen hängen, und errechnet, dass es in Madrid seit mehreren Stunden Nacht ist, eben jetzt, als er stehen geblieben ist, weil eine Stimme seinen Namen gerufen hat, als der Minutenzeiger mit einem auf all den beleuchteten Zifferblättern identischen Ruck von zweiundfünfzig auf dreiundfünfzig rückt, ein Beben der Zeit wie ein banger Herzschlag, der Schritt ins Leere, wenn einen die Müdigkeit übermannt.

Sieben Minuten vor vier; um vier geht sein Zug, und er hat immer noch keine Ahnung, wohin er gehen muss, welche Richtung von den vielen möglichen, die sich in der Menschenmenge andeuten wie Strömungen auf einer Wasseroberfläche, jene ist, die ihn an sein Ziel bringt. Wie in einem Wachtraum kann ich jetzt sein Gesicht ganz aus der Nähe sehen, so wie er es am Morgen im Spiegel gesehen hat, vor dem er sich rasieren wollte, nachdem er mit der Handfläche das beschlagene Glas abgewischt hat im Bad seines Hotelzimmers, in dem er die letzten vier Nächte verbracht hat und in das er nie wieder zurückkehren wird. Die Türen schließen sich jetzt für immer hinter ihm, und seine Gegenwart verschwindet spurlos von den Orten, an denen er sich aufgehalten hat, wie wenn er auf dem Hotelflur um eine Ecke biegt und es schon ist, als wäre er dort nie gewesen. Ich habe gesehen, wie er sich heute Morgen vor dem Spiegel über dem Waschbecken rasiert hat, in dem Hotelzimmer, aus dem er endlich ausziehen konnte, wie er aus dem einige Stunden zuvor erhaltenen Telegramm erfahren hatte, das jetzt geöffnet auf dem Nachttisch neben der Briefftasche, der Lesebrille und dem Brief lag, der ihm gestern Nachmittag ausgehändigt wurde und den er nach dem Durchlesen beinahe zerrissen hätte. *Geschätzter Ignacio wie geht es dir den Kindern und mir geht es gut was in diesen Zeiten nicht wenig ist wenngleich es dich anscheinend kaum gekümmert hat was aus uns geworden ist.* Das Telegramm wiederum enthält eine kurze Entschuldigung für das lange Warten und Informationen

über den Zug, den er nehmen muss, die Abfahrtszeit und den Ankunftsbahnhof, an dem er abgeholt werden wird. Der Brief wurde vor fast drei Monaten geschrieben und abgeschickt und hat ihn in diesem New Yorker Hotel aufgrund einer Reihe von Zufällen erreicht, die sich ihm nicht ganz erschließen wollen, als wäre diese postalische Hartnäckigkeit von demselben Groll beseelt gewesen, der auch aus den geschriebenen Worten spricht (einem Groll oder etwas anderem, das er nicht beim Namen nennen will oder kann). Nichts ist mehr so wie es war, und es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass die Dinge nach dem Umsturz wieder zu ihrem alten Lauf zurückfinden könnten. Ein aus einem Dorf in den Bergen nach Madrid geschickter Brief geht verloren und braucht nicht zwei Tage, sondern drei Monate, um anzukommen, nachdem er bei einer Niederlassung vom Roten Kreuz in Paris und einem Postamt in Spanien gelandet ist, wo ihm jemand mehrmals den Stempel *Empfänger unbekannt* aufgedrückt hat.

So kurz erst ist Ignacio Abel von zu Hause fort, und schon ist er ein Unbekannter. Ich sehe den Brief unter der brennenden Nachttischlampe in dem düsteren Hotelzimmer, in dem man regelmäßig das Rattern einer Hochbahn hört. Ignacio Abel packte wieder einmal seinen Koffer, der aufgeklappt auf dem Bett lag, rasierte sich sorgfältiger als an den vergangenen Tagen, weil er nun wusste, dass er erwartet wurde, dass kurz vor sechs am Abend jemand an einem Bahnsteig stehen und unter den aussteigenden Fahrgästen sein Gesicht zu erkennen suchen würde, auf einem Bahnhof mit einem merkwürdig deutsch klingenden Namen, der jetzt auf seiner Fahrkarte steht: Rhineberg. Dort wird er aussteigen, und jemand wird ihn erwarten, und indem dieser Jemand seinen Namen ausspricht, wird er ihm einen Teil seiner ausgesetzten Existenz zurückgeben. Ihm liegt viel daran, nicht nachzugeben, nicht aufzugeben, jede Winzigkeit seines inneren Widerstands gegen die Zermürbung der Einsamkeit und der langen Reise zu



erhalten, so wie man bei einer Architekturzeichnung oder beim Zurechtsägen und Abschmirlgeln eines Holzklötzchens des maßstabgetreuen Modells auf in der Praxis zu vernachlässigende Kleinigkeiten achtet. Man muss sich jeden Morgen rasieren, auch wenn die Rasierseife zu Ende geht, das Messer seine Schärfe verliert und der Rasierpinsel seine Haare. Man muss darauf achten, dass der Hemdkragen sauber bleibt. Aber er hat nur drei Hemden, und die verschleiben zusehends vom vielen Waschen, die Manschetten- und Kragenränder vor allem, die am meisten der Reibung ausgesetzt sind, mit wund gescheuerter oder verschwitzter Haut in Berührung kommen. Die Hosenränder fransen aus, die Schnürsenkel werden dünner und zerreißen irgendwann beim Binden. Beim Zuknöpfen des Hemdes heute Morgen stellte er fest, dass sich ein Knopf gelöst hatte, und selbst wenn er ihn wiederfände, wäre er nicht imstande, ihn anzunähen.

Ich sehe Ignacio Abel, als sähe ich mich selbst, mit seiner manischen Aufmerksamkeit für jedes Detail, seinem nie nachlassenden Bestreben, alles zu erfassen, und seiner Furcht, etwas Entscheidendes zu übersehen, seiner Angst vor dem schnellen Verrinnen der Zeit, ihrer bedrückenden Langsamkeit, wenn sie Warten heißt. Er betastet sein Gesicht nach dem Rasieren, reibt es mit einem Wasser aus dem fast leeren Fläschchen ein, das er mit sich führt, seit er Madrid verlassen hat, und ich spüre die Berührung meiner Finger auf meiner eigenen Haut. Im Lauf der Reise wird alles schlechter oder geht verloren, es fehlt an Zeit, Dinge zu ersetzen, oder man weiß nicht, wie, und auch nicht, wie lange es noch dauert, bis man an sein Ziel gelangt, wie lange das Geld noch reicht, die Scheine in der Brieftasche, die Münzen in der Hosentasche, die mit dem Kleingeld anderer Länder durcheinandergeraten und den kleinen Dingen, die man ohne besonderen Grund aufbewahrt und die irgendwann unterwegs verloren gehen: U-Bahn- oder Telefonmünzen, eine Zugfahrkarte oder eine nicht benutzte Briefmarke, eine Eintrittskarte

fürs Kino, in dem man vor dem Regen Unterschlupf suchte und einen Film sah, den man nicht verstand. Ich will diese Dinge aufzählen, so wie er es in vielen Nächten tut, wenn er in sein Hotelzimmer zurückkehrt, wenn er den Inhalt seiner Taschen methodisch auf dem Tisch ausbreitet, wie er es auf dem Schreibtisch seines Arbeitszimmers in Madrid getan hat, in seinem Büro in der Universitätsstadt; ich will die Taschen von Ignacio Abel mit seinen eigenen Fingern durchwühlen, das Schweißband seines Hutes und das Futter seiner Jacke abtasten; ich will in der Manteltasche das nutzlose Klimpern von Schlüsseln hören, die in die Schlösser seiner Wohnung in Madrid passen. Ich will jeden Gegenstand kennen und jedes Stück Papier, das er auf dem Nachttisch und dem Garderobentisch seines Hotelzimmers zurückgelassen hat, all die Gegenstände, die er hastig eingesteckt hat, als er zur Pennsylvania Station aufgebrochen ist, und die, die jetzt zurückbleiben und im Papierkorb landen, in den das Zimmermädchen sie wirft, welches das Bett macht und das Fenster öffnet, um die nach Ruß und Fluss, nach Wäscherei und fettiger Küche riechende Oktoberluft hereinzulassen: vergängliche Dinge, in denen ein Vorkommnis, ein unauslöschlicher Moment enthalten ist, der Name eines Kinos, der Beleg von einem Imbiss in einer Cafeteria, ein Kalenderblatt mit einem bestimmten Datum und einer hingekritzelter Telefonnummer auf der Rückseite.

In einer Schublade seines Schreibtisches, die er stets verschlossen gehalten hat, verwahrte er Judith Bielys Briefe und Fotos, aber auch Kleinkram, der mit ihr zu tun oder ihr einmal gehört hatte. Eine Streichholzschachtel, einen Lippenstift, einen Untersetzer aus der Bar des Palace Hotels mit dem Abdruck des Glases, aus dem Judith Biely getrunken hatte. Die Seele der Menschen findet man nicht auf Fotos, sondern in den kleinen Dingen, die sie angefasst haben, denen die Wärme ihrer Handflächen zuteilgeworden ist. Mithilfe der Lesebrille suchte er ihren Namen in den winzigen Einträgen des Telefon-

buchs von Manhattan und war gerührt, als er ihn unter all den fremden Namen tatsächlich fand, als hätte er in einer Menschenmenge ein vertrautes Gesicht entdeckt, eine vertraute Stimme gehört. Ähnlich klingende Namen verkomplizierten die Suche: Bily, Bialy, Bieley. In einer der hölzernen Telefonkabinen hinten in der Hotelhalle verlangte er die Nummer, die hinter dem Namen Biely stand, und lauschte dem Freizeichen mit pochendem Herzen, fürchtete, genau in dem Augenblick aufzulegen, in dem jemand abnahm. Doch die Telefonistin sagte ihm, dass niemand antworte, und er hockte mit dem Hörer in der Hand in der Telefonkabine, bis ärgerliches Klopfen an der Glasscheibe ihn aus seinen Gedanken riss.

Was zählt, ist extreme Genauigkeit. Nichts, was wirklich ist, ist vage. Im Koffer führt Ignacio Abel sein Architektendiplom mit sich, unterschrieben von den Professoren Walter Gropius und Karl Ludwig Rossmann im Mai 1924 in Weimar. Er kennt den Wert der exakten Messungen und der Berechnungen von Materialwiderstand, des Gleichgewichts zwischen gegenläufigen Kräften, die ein Gebäude am Stehen halten. Was mag aus dem Ingenieur Torroja geworden sein, mit dem er sich so gern über die physikalischen Grundlagen des Bauens unterhalten und von dem er beunruhigende Dinge über die letzte Substanzlosigkeit der Materie gelernt hat, die irrsinnige Unruhe von Partikeln im leeren Raum. Die Skizzen in dem Heft, das er in einer seiner Taschen dabei hat, wären nichts wert, wenn die Disziplin der Physik und Geometrie nicht ihr Licht auf sie würfe. Wie lauteten die Worte von Juan Ramón Jiménez, die als Synthese einer Abhandlung über die Architektur gelten konnten? *Das Reine, Richtige, auf den Punkt Gebrachte, die Synthese*. Ignacio Abel hatte sie auf einen Zettel notiert und bei seinem Vortrag vorgelesen, den er im vergangenen Jahr in der Residencia de Estudiantes gehalten hatte, am 7. Oktober 1935. Nichts passiert in einer abstrakten Zeit oder einem leeren Raum. Ein Bogen ist ein auf einem Blatt Papier gezo-

gener Strich und die Lösung einer mathematischen Aufgabe, Schwere durch das Zusammenspiel gegenläufig wirkender Kräfte in Leichtigkeit verwandelt; visuelles Nachdenken wird zu bewohnbarem Raum. Eine Treppe ist eine künstliche Form, ebenso notwendig und ebenso puristisch wie die Spirale einer Seemuschel, so organisch wie die verästelten Nervenstränge eines Blattes. An jenem Ort, an dem Ignacio Abel noch nicht gewesen ist, wird sich auf der Kuppe eines bewaldeten Hügels das weiße Gebäude einer Bibliothek erheben, das in seinem Geiste und seinem Skizzenbuch bereits existiert.

Unter den eisernen Bögen und den Fensterwölbungen der Pennsylvania Station, in der von Staub und Qualm durchwogten und vom Brausen konkaver Räume erfüllten Luft zeigen die Uhren eine präzise Zeit: Der Minutenzeiger ist mit einem für das Auge kaum wahrnehmbaren Zucken auf fünf Minuten vor vier vorgerückt. Die Fahrkarte, die Ignacio Abel in der etwas schwitzenden Linken hält, gilt für einen Zug, der um Punkt vier von einem Gleis abfährt, das er immer noch nicht gefunden hat. In der Innentasche seines Mantels steckt der Reisepass, der am Morgen auf dem Nachttisch neben der Brieftasche und einer beschriebenen und frankierten Ansichtskarte lag, die er später in den Hotelbriefkasten zu werfen vergessen hat und die jetzt in seiner Jackentasche steckt zusammen mit dem Brief, den er eigentlich in kleine Stücke reißen wollte. *Zwei Kinder die im schwierigsten Alter und in diesen Zeiten in denen wir leben ohne Vater aufwachsen und die ich jetzt ganz allein durchbringen muss.* Die Ansichtskarte zeigt ein koloriertes Foto vom Empire State Building bei Nacht, mit Reihen erleuchteter Fenster und einem Zeppelin, der an der Spitze des mächtigen stählernen Masts verankert ist. Immer wenn er auf Reisen war, hat er seinen Kindern täglich eine Ansichtskarte geschickt. Diesmal ebenfalls, obwohl er nicht weiß, ob sie ihre Adressaten überhaupt noch erreichen. Wie eine Beschwörung schreibt er Namen und Anschrift, als würde er mit der Beharr-

lichkeit des Postkartenschreibens verhindern können, dass sie verloren gehen, so wie ein Pfeil, der von der Sehne schnell und sein Ziel erreicht, oder der tiefe Groll, mit dem seine Frau im Brief ihre Klagen aneinanderreicht. *Liebe Lita, lieber Miguel, hier seht Ihr das höchste Gebäude der Welt. Wie gern säße ich mit Euch in einem Zeppelin, dann könnten wir uns New York von oben ansehen.* Im Tintenblau der Ansichtskarte steht ein gelber Vollmond, und Scheinwerfer richten ihre konischen Strahlen auf die futuristische Silhouette des Zeppelins.

Postkarten und Briefe verirren sich heute in der aufgewühlten Geografie des Krieges oder verspäten sich und kommen erst an, wenn der, der auf sie wartet, schon tot ist, oder wenn unter der Adresse auf dem Umschlag niemand mehr wohnt. Adelas Brief und das Telegramm haben Ignacio Abel vorübergehend aus seiner fortschreitenden Nichtexistenz in dem Hotelzimmer gerettet, in dem vier Tage lang das Telefon nicht geläutet und niemand auch nur das beiläufigste Gespräch mit ihm angeknüpft hat. Er trägt sie in irgendeiner Tasche seines Mantels oder seiner Jacke bei sich: das Telegramm mit dem späten Willkommensgruß von Professor Stevens, dem Vorsitzenden der Abteilung Architektur und Kunst im Burton College, und den Brief, auf dem er durch eine von Wunschenken getragene optische Täuschung die Handschrift Judith Bielys für ein paar Sekunden genauso deutlich erkannt hat wie in der Pennsylvania Station die Stimme, welche die ihre hätte sein können. Die Schrift weist jedoch keinerlei Ähnlichkeit auf. Gestern Abend hat Ignacio Abel, bevor er das Licht ausschaltete, Adelas Brief ganz gelesen und dann wieder in den Umschlag gesteckt, ihn auf den Nachttisch neben Reisepass, Brieftasche und Lesebrille gelegt und mühelos der Versuchung widerstanden, ihn in kleine Stücke zu zerreißen. In der unvollkommenen Dunkelheit des Hotelzimmers, eingehüllt im heiseren Vibrieren der Stadt, das ihn umfing wie das unablässige Stampfen der Schiffsmotoren während seiner

sechstägigen Fahrt über den Atlantik, sah Ignacio Abel die altmodisch anmutende Schrift seiner Frau an seinem inneren Auge vorüberziehen, und in der Schlaflosigkeit nahmen die Wörter des Briefes den eintönigen Klang ihrer Stimme, mit der sie Vorwürfe auflistete, an und zugleich den einer eigenartigen Zärtlichkeit, die unzerstörbar war und der er sich nicht zu entziehen vermochte.

Nach Tagen des Wartens beschleunigt sich die Zeit jetzt wieder auf beängstigende Weise. Es war fast halb vier, als er noch in seinem Hotelzimmer auf die Uhr schaute, und um vier fährt der Zug nach Rhineberg ab. Die Zeit ist ihm so davongelaufen, dass er den Koffer auf dem Bett zuknallte und erst, als er schon die Tür aufriss, bemerkte, dass der Reisepass noch auf dem Nachttisch lag. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken bei dem Gedanken, dass er beinahe ohne ihn losgegangen wäre. In der Unachtsamkeit einer Sekunde lauert das Ausmaß einer Katastrophe. Es fehlte vielleicht weniger als eine Minute, dann wäre er umgebracht worden in jener Nacht Ende Juli, von der er oft träumt und in der eine Stimme, die in der Dunkelheit seinen Namen aussprach, ihn gerettet hat. *Ganz ruhig, Don Ignacio, alles in Ordnung.* Der blaue Pass mit dem Wappen der Spanischen Republik war ihm Mitte Juni ausgestellt worden; das Jahresvisum für die Vereinigten Staaten trägt ein Datum von Anfang Oktober (doch alles dauerte so lange, dass er das Gefühl hatte, niemals anzukommen). Das Foto ist das eines kräftigeren, nicht unbedingt eines jüngeren, wohl aber weniger scheu und unsicher dreinschauenden Mannes, dessen Blick zwar immer etwas Verstohlenes haben wird, jetzt jedoch offen ins Objektiv der Kamera gerichtet ist, mit einem Hauch von Hochmut sogar, der noch unterstrichen wird durch den ausgezeichneten Schnitt seiner Jacke, in deren Brusttasche ein sauber gefaltetes Tüchlein und die Kappe eines Füllfederhalters zu sehen sind, durch den Seidenglanz der Krawatte, der sichtbaren Qualität des maßgeschneiderten Hemdes. An den Grenz-

posten, die Ignacio Abel in den vergangenen Wochen passiert hat, haben die Wachen jedes Mal mehr Zeit darauf verwandt, das Gesicht im Pass mit dem des Mannes zu vergleichen, der ihn mit immer nervöserer Beflissenheit präsentierte. In dieser beschleunigten Zeit dauert es nicht lange, bis Fotografien veraltet wirken. Ignacio Abel betrachtet sein Foto im Pass und sieht das Gesicht eines Mannes, der ihm selbst fremd geworden und, im Grunde genommen, auch nicht sympathisch ist, ihn nicht einmal wehmütig macht. Wehmut, oder besser eine Sehnsucht, die so körperlich ist wie eine Krankheit, hat er nach Judith Biely und nach seinen Kindern, aber nicht nach der Person, die er vor einigen Monaten gewesen ist und weniger noch in der Zeit vor dem Krieg, die ganz normal war, während man sie erlebte, in der Erinnerung jedoch unerträglich. Der Unterschied liegt nicht allein im Zustand der Kleidung, sondern im Blick. Ignacio Abels Augen haben Dinge gesehen, die der Mann auf dem Foto nicht für möglich gehalten hat. Seine Selbstsicherheit ist Anmaßung; schlimmer noch: Blindheit. Einen Schritt vor dem Hereinbrechen der Zukunft, die alles umstürzen wird, ahnt er nichts von ihrer Nähe und ist unfähig, sich ihren Schrecken vorzustellen.

Exakte Details: Der Pass ist demselben Verfallsprozess unterworfen wie Kleidung und Koffer, er ist durch zu viele Hände gegangen, hat den unnötig harten Anprall vieler Gummistempel aushalten müssen. Der Ausreisestempel aus Spanien trägt in roter und schwarzer Stempelfarbe die schlecht lesbaren Initialen der Iberischen Anarchistischen Föderation, und sieht man genauer hin, entdeckt man den Abdruck schmutziger Finger. Die Hände des französischen Gendarmen, der ihn nur wenige Meter weiter inspizierte, waren bleich und knochig, mit glänzenden Fingernägeln. Die Finger blättern so widerwillig durch den Pass, als wäre er etwas Ansteckendes. Auf der spanischen Seite hatte der anarchistische Milizionär Ignacio Abel mit bedrohlichem Glanz in den Augen, mit Sarkasmus, ja,

Verachtung angestarrt und ihm zu verstehen gegeben, dass er ihn für einen Drückeberger und Deserteur hielt und ihn zwar passieren ließ, doch bis zum letzten Moment noch von seiner Befugnis Gebrauch machen konnte, ihm den Pass, der für ihn keine Geltung besaß, aus der Hand zu reißen. Der französische Gendarm hatte ihn erhobenen Hauptes über dem steifen Uniformkragen mit unbewegter Miene angestarrt, ohne ihm dabei in die Augen zu schauen, ihn dieses Privilegs für würdig zu erachten (es bedarf einiger Übung, jemandem ins Gesicht zu sehen, ohne einen Blick mit ihm zu wechseln). Der französische Stempel, mit einem Griff aus braunglänzendem Holz, traf den aufgeschlagenen Pass mit dem schnalzenden Geräusch einer Stahlfeder. An jeder Grenze gibt es jemanden, der sich Zeit lässt beim Studieren eines Passes oder sonst eines Papiers, das zu fordern ihm in den Sinn kommt, der einen über den Brillenrand hinweg argwöhnisch mustert und sich einem Kollegen zuwendet, unverständliche Worte murmelt oder hinter einer Tür verschwindet und das mit einem Mal verdächtige Dokument mitnimmt; jemanden, der sich zum Wächter aufschwingt, zum Herren über die Zukunft jener, die warten müssen, der einige durchlässt, andere aus unerforschlichen Gründen zurückweist, der sich in aller Ruhe eine Zigarette anzündet oder dem Kollegen am Nebentisch einen Witz erzählt, bevor er sich wieder dem Schalterfensterchen zuwendet und einen weiteren abschätzenden Blick auf den Wartenden wirft, auf den, der sich am Rande der Rettung oder der Verdammnis weiß, des Ja oder des Nein.

Gerade heute ist der Feind vielleicht in Madrid einmarschiert, und der Pass ist nichts mehr wert. Auf dem Boden des Hotelzimmers, neben dem Bett, hat Ignacio Abel eine zerfledderte Zeitung liegen lassen, die das Zimmermädchen in den Müllsack werfen wird, ohne sie eines Blickes zu würdigen. INSURGENTS ADVANCE ON MADRID. Die Meldung ist drei



Tage alt. INCENDIARY BOMBS ON A BATTERED CITY. Im Radio auf der Kommode hat er in den späten Stunden einer schlaflosen Nacht Nachrichten gehört, hastig verlesen von einer nasalen, aufgeregten Stimme, sodass er nur das Wort Madrid verstanden hat. Zwischen der Musik der Werbung und dem statischen Pfeifen des undeutlich zu empfangenden Senders klang der Name wie der einer fernen, exotischen, vom Feuerschein der Bomben erleuchteten Stadt. Vielleicht ist sein Haus zu dieser Zeit nur noch eine Ruine, und das Land, zu dem der Reisepass gehört und von dem seine rechtliche Identität abhängt, existiert gar nicht mehr. Aber wenigstens standen die Worte Spanien oder Krieg oder Madrid nicht auf den Titelseiten der Blätter, die er aus den Augenwinkeln frisch ausgestellt an einem der Zeitungskioske im Bahnhof gesehen hat. Er schaut auf Pfeile und Hinweisschilder, hört im Vorbeigehen Fetzen banaler Gespräche, die er durchschaut, die sich auf ihn zu beziehen oder böse Ahnungen zu bestätigen scheinen. Er schaut jeder einzelnen Frau ins Gesicht, nicht weil er die Hoffnung hegt, plötzlich Judith Biely vor sich zu sehen, sondern weil er gar nicht mehr anders kann, als nach ihr Ausschau zu halten. Trotz seiner Eile, der Angst, den Zug zu verpassen, findet er würdige Blicke für die Form und Dimension der Architektur, die aufstrebende Kraft der Stahlträger, den Rhythmus der Bögen. *Das Reine, Richtige.* Das reife Licht des Nachmittags fällt diagonal durch die Bogenfenster der Kuppel und zieht in gleichen Abständen breite, staubflirrende Lichtbahnen über die Köpfe. Er will einen Dienstmann in dunkelblauer Uniform und roter Mütze etwas fragen, doch seine Stimme geht im Tumult unter, und seine Geste wird nicht bemerkt. Ein Strom von Menschen drängt in Richtung eines Durchgangs, über dem ein großes Schild hängt, darunter ein Pfeil: DEPARTING TRAINS.

Wie lange schon hat er niemanden mehr seinen Namen aussprechen hören! Wenn niemand dich erkennt und niemand deinen Namen nennt, hörst du nach und nach auf zu existieren.

Er hat sich umgedreht, obwohl er weiß, dass ihn unmöglich jemand gerufen haben konnte, doch für einige Sekunden hat ihm ein impulsiver Reflex versichert, was sein klarer Verstand verneinte. Die Stimmen der Vergangenheit, die, die ihn auf seiner Flucht einholen, verdichten sich zu einem Brausen, so gewaltig wie das unter den Bogenfenstern und Eisenbögen der Pennsylvania Station. Die räumliche und zeitliche Ferne ist seine akustische Kamera. An einem Sonntag im Juli ist er im Haus in den Bergen nach dem Mittagessen eingeschlafen, und er hört die Stimmen seiner Kinder, die vom Garten her nach ihm rufen, aus der Richtung, aus der in seinem Traum das Quietschen der rostigen Schaukel kam. Sie sagen ihm, dass es Zeit sei, dass der Zug nach Madrid bald komme. Er hat den Hörer des Telefons abgenommen, das in der Mitte des langen Hausflurs steht, und die ausländisch klingende Stimme, die seinen Namen ausspricht, ist die von Judith Biely. Er hat sich in den Markisenschatten des Cafés neben dem Europa-Kino in der Calle Bravo Murillo geflüchtet und tut so, als würde er die Stimme nicht hören, die hinter ihm seinen Namen ruft, die Stimme von Professor Rossmann, seinem alten Lehrer aus dem Bauhaus in Weimar. Er hat überhaupt keinen Grund, ihm aus dem Weg zu gehen, aber er will ihn nicht sehen. Er weiß nicht, dass dies das letzte Mal sein wird, dass er ihn lebend antrifft, an diesem Vormittag im September; das letzte Mal, dass Professor Rossmann auf einer Straße mitten in Madrid seinen Namen ruft. Die Stimme geht in einem Chor martialischer Hymnen unter, die, von wüsten Trommeln und Trompeten begleitet, aus den aufgestoßenen Türen des Kinos dringen, zusammen mit dem Schwall von Dunkelheit und dem Geruch von Reinigungsmittel. Aber dann ist sie wieder da, spricht noch einmal seinen Namen, als ihm Professor Rossmann die Hand auf die Schulter legt, mein lieber Professor Abel, so eine Überraschung, ich dachte, Sie seien schon in Amerika.

Akustische Wahnbilder (nur die Stimme, die jenseits der verschlossenen Tür seinen Namen rief, hat er nicht geträumt: *Ignacio, um Himmels willen, mach auf, sonst bringen sie mich um*). Ignacio Abel vermutet im menschlichen Hirn einen Instinkt, der vertraute Stimmen zu hören verlangt, damit das Bewusstsein seine Verankerung in der Wirklichkeit nicht verliert, der nachgemachte Stimmen erzeugt, wenn der Hörnerv lange Zeit keine Signale mehr empfangen hat. Er hat sie in diesem Sommer in Madrid gehört, nachts im dunklen Haus, das, seit Anfang Juli unbewohnt, so viel größer wirkt, nachdem die Dienstmädchen die meisten Möbel und Lampen zum Schutz vor dem Staub mit weißen Tüchern abgedeckt haben, die er, seit mehreren Monaten allein, abzunehmen sich nicht die Mühe gemacht hat. Er glaubte, im Bügelzimmer am anderen Ende des Hauses das Radio zu hören, und brauchte ein paar Sekunden, um zu begreifen, dass das nicht möglich war, oder dass seine Erinnerung den Klang eines Radios aus der Nachbarschaft manipuliert und aus einem Echo der Vergangenheit eine gegenwärtige Wahrnehmung gemacht hatte. Er glaubte Miguel und Lita zu hören, die sich in ihrem Zimmer stritten, oder Adela, die gerade ins Haus gekommen war und die Tür hinter sich ins Schloss fallen ließ. Die Kürze des Täuschungsmoments und auch das unerwartete Auftreten verstärkten noch dessen Intensität. Vor allem, wenn er sich in einem unruhigen Schlaf verlor, konnte es jederzeit passieren, dass er Judith Bielys Stimme seinen Namen flüstern hörte, so nah, dass er den Hauch ihres Atems und die Berührung ihrer Lippen an seinem Ohr spürte.

In Paris, an seinem ersten Morgen fern von Spanien und immer noch erstaunt, sich in einer Stadt zu befinden, die keinerlei Spuren eines Krieges zeigte, waren zu den aufschreckenden Stimmen noch flüchtige Erscheinungen getreten. Er sah von ferne eine Gestalt, den Umriss einer Person hinter dem Fenster eines Cafés, und war eine Sekunde lang sicher,

einen Bekannten aus Madrid vor sich zu haben. Seine Kinder, von denen er lange nichts gehört hatte, spielten auf einem Sandweg im Jardin du Luxembourg Fußball. Am Tag vor seiner Abreise hatte er sich von José Moreno Villa verabschiedet, der allein und vorzeitig gealtert in seinem winzigen Büro im Nationalpalast über einem verstaubten Aktenbündel gebeugt saß; trotzdem hatte er ihn auf dem Boulevard Saint Germain ein paar Schritte vor sich hergehen sehen, verjüngt, in aufrechter Haltung, bürgerlich elegant wie einige Monate zuvor, in einem seiner geliebten Anzüge aus englischer Wolle, den Filzhut keck in die Stirn geschoben. Eine Sekunde später löste sich die Fata Morgana auf, als er der Person, die sie hervorgerufen hatte, näher kam, und Ignacio Abel konnte kaum begreifen, dass solch eine optische Täuschung überhaupt möglich war. Die Jungen, die im Jardin du Luxembourg spielten, waren viel älter als seine Kinder und sahen ihnen auch gar nicht ähnlich; der Mann, den er für Morena Villa gehalten hatte, war vor einem Schaufenster stehen geblieben und hatte ein nichtssagendes Allerwelts Gesicht, einen geistlosen Blick und trug einen Anzug von mittelmäßigem Schnitt. Hinter dem runden Fensterchen zur Küche eines Restaurants erblickte er eine Sekunde lang – und erstarrte – das Gesicht eines der drei Männer, die in einer Nacht Ende Juli gekommen waren, um sein Haus zu durchsuchen.

Doch die Erfahrung, sich geirrt zu haben, feite ihn nicht vor weiteren optischen Täuschungen: Kurz darauf sah er am Tresen eines Cafés oder auf einem Bahnsteig wieder einen Bekannten aus Madrid, sogar jemanden, von dem er wusste, dass er gestorben war. Anfangs prägen sich die Gesichter der Toten intensiv in seine Erinnerung ein und kehren in Träumen und Sinnestäuschungen des Tages wieder, um sich gleich darauf in nichts aufzulösen. Den ovalen Kahlkopf von Professor Karl Ludwig Rossmann, den er in einer Nacht im September im Leichenschauhaus von Madrid im Licht einer

trüben Glühbirne, die an einem von Fliegen wimmelnden Kabel hing, nur mit Mühe wiedererkannt hatte, sah er eines Tages unter den Passagieren, die an Deck des Dampfers, der ihn nach New York brachte, in der Sonne saßen: Ein kahlköpfiger älterer Mann, Jude vermutlich, lehnte im Segeltuch eines Liegestuhls und schlief mit offenem Mund, den Kopf zur Seite geneigt. Die Toten in seinen Träumen schliefen in einer merkwürdigen Haltung, so schien es, oder sie lachten, oder der Tod überraschte sie im Schlaf, oder sie schlugen die Augen auf und waren schon mehr tot als noch lebendig, oder sie hatten ein Auge offen, das andere halb geschlossen, ein Auge schwarz oder zu Brei geschossen. Jähe Erinnerungen scheinen in seinem gegenwärtigen Blick auf wie irrtümlich in einen Film montierte Bilder, und obwohl er weiß, dass sie falsch sind, kann er sie nicht verscheuchen, ihrem Versprechen und ihrem Gift nicht entgehen.

Auf dem Boulevard, der zum Hafen von Saint Nazaire hinunterführte – am Ende einer langen Reihe von Kastanienbäumen ragte die gewölbte Stahlwand eines Ozeandampfers auf, an der in frisch gemalten weißen Lettern der Name S.S. Manhattan in der Sonne glänzte –, sah er einen Mann mit flächigem Gesicht und tiefschwarzem Haar und mit einem hellen Anzug bekleidet vor einem Café in der Sonne sitzen: Wieder spielte die Erinnerung ihm einen Streich, und es war der Dichter García Lorca, den er an einem Morgen im Juni flüchtig auf dem Paseo de Recoletos in Madrid gesehen hatte, als er mit dem Taxi zu einem seiner heimlichen Treffen mit Judith Biely fuhr. Einem der letzten. Im zeitlichen Abstand sind die Einzelheiten der Erinnerung so unmittelbar wie körperliche Empfindungen: die Junihitze im Taxi, der Geruch vom weich sich wellenden Leder der Sitze. Lorca stand mit lässig gekreuzten Beinen am Marmortresen und rauchte einen Zigarillo, und einen Moment lang dachte Ignacio Abel, der Dichter habe ihn gesehen und wiedererkannt. Gleich darauf bog das Taxi an

der Cibeles in die Calle de Alcalá ein, wo es aus irgendeinem Grund nicht weiterging, wegen eines Leichenzuges vielleicht, denn an den Straßenecken standen bewaffnete Polizisten. Er schaute auf seine Armbanduhr, auf die Uhr am Postgebäude, sah ungeduldig jede einzelne Minute verrinnen, die er von seiner Zeit mit Judith verlor, die ihm gestohlen wurde von der Langsamkeit des Taxis, von der Menge, die dem Begräbnis mit Fahnen und Plakaten folgte und in deren Gesichtern sich politische Trauer spiegelte. Jetzt denkt er an den toten García Lorca und sieht ihn in demselben hellen Sommeranzug, den er an jenem Morgen trug, mit derselben Krawatte und den zweifarbigen Schuhen, tot und zusammengekrümmt wie eine Puppe aus Putzlumpen, in der Haltung, die manche Körper von Erschossenen einnehmen, als ob sie sich zum Schlafen auf die Seite gelegt hätten, die Beine angezogen und den Kopf auf einem halb ausgestreckten Arm ruhend; Schlafende, in einen Straßengraben geworfen oder zusammengesunken vor einer von Kugeleinschlägen zerhackten und mit Spritzern von getrocknetem Blut befleckten Mauer.

Dieselbe Eile wie damals treibt ihn voran, jetzt in Richtung des Unbekannten, eines Ortes, der nur ein Name ist: Rhineberg, eines Hügels über einem Fluss, so breit wie ein Meer, einer Bibliothek, die nicht existiert, die nicht mehr ist als eine Reihe von Bleistiftskizzen und eine Rechtfertigung für seine Flucht; die Eile, die ihn mit Höchstgeschwindigkeit in seinem kleinen Auto durch die Straßen von Madrid zu seinen Pflichten treibt, die ihn noch zu nächtlicher Stunde aufwachen lässt, voller Ungeduld den Tag erwartend, voller Ungeduld über die sich dahinziehende Zeit, die unwiderrufliche Zeitverschwendung, die die unfähige spanische Langsamkeit erzwingt, die Lustlosigkeit, der uralte dumpfe Widerstand gegen jede Art von Veränderung. Jetzt wirkt sie immer noch nach, diese Eile, obwohl sie kein Ziel mehr hat, so wie ein

Phantomschmerz den Amputierten quält; wie ein bedingter Reflex, der ihn einem Ziel entgegentreibt, an dem er Judith Biely nicht finden wird und über den hinaus er nichts sieht: die geträumten und die wirklichen Stimmen, den Minutenzeiger, der sich ruckartig auf allen Uhren der Pennsylvania Station bewegt, die Treppe mit Metallstufen, die zu den hallenden Gewölben hinunterführt, wo die Züge abfahren, den Koffer in der Hand mit den schmerzenden Knöcheln, den Pass in der Innentasche der Jacke, eine Sekunde lang betastet von der Hand, in der er die Fahrkarte hält, den Schaffner, der nickt, als er ihm seinen Bestimmungsbahnhof zuruft und die Stimme verschüttet wird unter den Vibrationen einer Elektrolok, die schön wie die Nase eines Flugzeugs anzusehen und zu erbarungslos pünktlicher Abfahrt bereit ist, dabei aufheulend wie die Maschinen und die Sirene der S. S. Manhattan, als sie sich langsam von der Mole löste. Manchmal entschleunigt sich die Hast, aber ihr Druck lässt niemals nach. Die einzige Pause ist die Zeit vor einer Abreise, die Absolution einiger Stunden oder Tage, in denen man sich ohne Gewissensbisse der Passivität des Reisens hingeben kann: sich mit geschlossenen Augen und ohne sich die Schuhe auszuziehen aufs Hotelbett legen, mit angezogenen Beinen auf der Seite und an nichts mehr denken, nicht wieder die Augen öffnen müssen. Doch dann ist die Zeit vorbei, und die Unruhe kehrt zurück: Der Koffer muss wieder gepackt oder vom Gepäckband genommen, die Papiere bereitgelegt werden; sich vergewissern, dass nichts zurückbleibt. Im Moment jedoch, nachdem Ignacio Abel den noch wartenden Zug bestiegen hat, sitzt er unendlich erleichtert auf seinem Platz am Fenster, geschützt, gerettet, zumindest für die nächsten zwei Stunden. Den Koffer hat er auf dem Nebensitz abgestellt, und noch im Mantel tastet er all seine Taschen ab, die Fingerkuppen erkennen Oberflächen, Beschaffenheiten, den harten Umschlag des Reisepasses, die gewölbte Briefftasche, in der sich die Fotos von Judith Biely

und seinen Kindern befinden, sowie das dünne Bündel Dollarscheine, das ihm noch geblieben ist, das Telegramm, das er gleich hervorholen wird, um sich noch einmal die Reiseinstruktionen durchzulesen, der dicke Umschlag mit den zahllosen Blättern von Adelas Brief, den er vielleicht in kleine Stücke hätte reißen sollen, bevor er aus dem Hotel gegangen ist, oder einfach auf dem Nachttisch liegen lassen. Etwas, das er nicht gleich erkennt, ein kartonierter Rand in der rechten Jackentasche, die Ansichtskarte vom Empire State Building mit einem an der Spitze vertäuten Zeppelin, die er vergessen hat in einen der Briefkästen im Bahnhof einzuwerfen, auf denen mit Goldbuchstaben die Namen verschiedener Länder stehen.

Als er jetzt die Beine übereinanderschlägt, bemerkt er, wie schmutzig und abgetragen seine Schuhe sind, denen noch der Staub von Madrids Straßen anhaftet, die handgenähten Sohlen so verschlissen wie die Hosenränder und Hemdmanschetten. Das Spannendste an einem Bauwerk beginnt dann, wenn es fertiggestellt ist, hatte Ingenieur Torroja lächelnd gesagt, als er die Baulichkeitsberechnungen der Gebäude in der Universitätsstadt überprüfte, und dabei eine Brücke mit engen, hohen Bögen gezeichnet, die an ein Bild von Giorgio de Chirico erinnerte: das Vergehen der Zeit, der Zug der Schwerkraft, all die Kräfte, die aufeinander einwirken in diesem prekären Gleichgewicht, das man Stabilität oder Festigkeit nennt, im Grunde aber nicht stabiler ist als ein Kartenhaus und früher oder später zusammenbrechen wird. Entweder durch seine inneren Gesetze, sagte Torroja, an den Fingern abzählend, durch eine Naturkatastrophe – Überschwemmung, Erdbeben – oder durch die Begeisterung der Menschen fürs Zerstören.

Die Tür am Ende des Waggons geht auf, und eine blonde junge Frau tritt ein, schlank, ohne Kopfbedeckung, schaut suchend über die Fahrgäste und macht ein gehetztes Gesicht, als müsse sie wieder aussteigen, bevor sich der Zug in weniger als einer Minute in Bewegung setzt. Einen Moment lang,



kaum mehr als einen Wimpernschlag, erkennt Ignacio Abel ganz deutlich Judith Biely in ihr, erfindet mit der Präzision einer Bauzeichnung, was er so vollkommen intakt in seiner Erinnerung nicht für möglich gehalten hätte, was ist und sich dann in nichts auflöst, als die fremde Frau näher kommt und keinerlei Ähnlichkeit mit ihr hat: das Oval ihres Gesichts, ihre Augenbrauen, ihre Lippen, ihre rotblonden Locken, die er so oft gestreichelt und gerochen hat, ihre rot lackierten Fingernägel, ihre Schultern, muskulös wie die einer Schwimmerin, die biegsame Gestalt mit der schmalen Taille einer Schneiderpuppe im Schaufenster eines Geschäfts oder eines Mannequins in einer Modezeitschrift.

2 Dann ist das Wunder der Erscheinung vorbei. Dass Judith Biely in diesem Augenblick wirklich existiert, erscheint ihm ebenso unwahrscheinlich wie dass sie vor einem Moment den Waggon des gleich abfahrenden Zuges betreten und ihn gezwungen hat, das Melodram ihrer Ankunft in letzter Minute auf dem Bahnhof zu erfinden. Er erinnert sich nicht mehr, wann genau er Madrid verlassen hat, aber er weiß exakt, wie viele Tage vergangen sind, seit er sie zum letzten Mal gesehen hat. Vier Tage lang ist er durch ihre Stadt gelaufen, mit Straßenbahnen gefahren, mit der Metro, in Hochbahnzügen, und nie hat er aufgehört, sie in jeder jungen Frau zu suchen, die ihm entgegenkam oder die er von ferne sah, und die immer neue Enttäuschung hat ihn nicht vor den Wahnbildern des Wiedererkennens gefeit. Auf dem Union Square sah er ein Plakat, auf dem eine Solidaritätsveranstaltung für die Spanische Republik und den glorreichen Kampf des spanischen Volkes gegen den Faschismus angekündigt wurde, und er bahnte sich einen Weg durch die Plakate und Fahnen schwenkende und Hymnen intonierende Menge, allein in der Hoffnung, ihr dort zu begegnen. Vom Schiffsdeck aus sah er die Türme einer Stadt, die sich wie eine leuchtende Steilwand aus dem Nebel schälte, und neben der Angst und dem Schwindelgefühl hatte er nur den einen Gedanken, dass irgendwo in diesem Labyrinth Judith Biely sein konnte. In den endlosen Namensspalten des Telefonbuchs von New York fand er drei Mal ihren Nachnamen, und zwei Mal sagten ihm ungehaltene Stimmen, die er kaum verstand, dass er sich verwählt habe, und beim dritten Mal klingelte das Telefon lange, ohne dass jemand abhob.

Aber der Verstand sondert Bilder und Fiktionen ab, so wie die Mundhöhlendrüsen Speichel absondern: Judith, die ihn in der Bahnhofshalle der Pennsylvania Station sucht, ihn in jedem dunkel gekleideten Mann mittleren Alters zu erkennen glaubt, die trotz ihrer hohen Absätze und ihres engen Rocks die hallenden Eisenstufen mit sportlicher Behändigkeit hinuntereilt, um noch rechtzeitig zu kommen. So hat er sie in Madrid unter allen Reisenden gesucht, die auf die Abfahrt ihrer Schnellzüge warteten in jener Nacht des 19. Juli, die immer noch eine ganz gewöhnliche Nacht sein konnte und nicht eine endgültige Trennlinie in der Zeit, trotz der voll aufgedrehten Radios in aufgerissenen und erleuchteten Fenstern, trotz der grölenden Massen in den Straßen und der Schüsse überall, die man noch mit Fehlzündungen oder Feuerwerksknallern verwechseln konnte. Wenige Sekunden vor Abfahrt des Zuges würde er sie entdecken, ihre blonde Mähne durch eine von starken Scheinwerfern gelblich gefärbte Dampfwolke hinter einem Abteilfenster der *Wagons-Lits* erblicken, und wenn auch sie ihn sah, würde sie ihren Entschluss, mit ihm zu brechen und Spanien zu verlassen, aufgeben und in seine Arme fliegen. Kindische Vorstellungen, unbewusst von Romanen und Filmen inspiriert, in denen das Schicksal die Liebenden kurz vor dem Ende doch zueinanderfinden lässt. Musicals, die er mit ihr in riesigen dunklen, neu und desinfiziert riechenden Madrider Kinos gesehen hatte, wo das Gold von Brokat und Balustraden im flimmernden Licht der Leinwand funkelte.

Sie verabredeten sich in einer Loge des Europa-Kinos in der Calle Bravo Murillo, und obwohl es wenig wahrscheinlich war, dass jemand in diesem von der Stadtmitte weit entfernten Wohnviertel sie erkannte, betraten sie das Kino getrennt zur ersten Nachmittagsvorstellung, in die noch nicht so viele Leute gingen. In der belebten, staubigen Straße herrschte die Hitze eines verfrühten Sommers, und die Sonne blendete; kaum war man durch die granatrot gepolsterte und mit

Bullaugen versehene Doppeltür getreten, umfingen einen die künstlichen Wonnen der Dunkelheit und der gekühlten Luft. Sie mussten sich an das Dunkel gewöhnen und suchten einander in den lichtesten Szenen: in der plötzlichen Helligkeit eines Mittags auf dem Oberdeck eines falschen Ozeandampfers, der vor dahinter projiziertem Meer daherzog, mit einer von elektrischen Ventilatoren erzeugten Meeresbrise, die die blonden Locken der Heldin wehen ließ; zwei Millionen Menschen, die am Tag der Arbeit mit Olivenzweigen in den Händen und geschultertem Arbeitsgerät unter den Klängen von Marschmusik durch die Straßen von Berlin marschierten; eine andere, ähnlich ozeanische und genauso disziplinierte Menge, die auf dem Roten Platz von Moskau Waffen, Blumensträuße, Fahnen und Bildnisse schwenkte; Radrennfahrer mit den harten Gesichtern von Landarbeitern, die sich auf den steinigen Wegen der Vuelta Ciclista die Berge hinaufquälten. Seine Hände suchten im Halbdunkel begierig die ihren, die nackte Haut der Oberschenkel über der straffen Seide ihrer Strümpfe, die köstliche Stelle, an der das Gummi sich leicht ins Fleisch grub; er gab sich den verschwiegene und schamlosen Zärtlichkeiten ihrer Hand hin, das Aufleuchten der Leinwand erhellte ihr lächelndes Gesicht.

Vor dem kürzlich eroberten Palast des Negus in Addis Abeba paradierten hochmütig blickende italienische Legionäre mit schwarzen Piratenbärtchen und federgeschmückten Tropenhelmen. Nach seiner Vereidigung zum Präsidenten der Spanischen Republik verließ Don Manuel Azaña das Gebäude der Abgeordnetenversammlung im Frack, mit einer Schärpe um den massigen Leib und einem absurden Zylinder auf dem Kopf, sein Gesicht ein Ausdruck des Erstaunens, als wohne er dem eigenen Begräbnis bei (Judith hatte den Festzug auf der Straße miterlebt und erinnerte sich an den Kontrast zwischen Azañas farblosem Gesicht und den roten Federbüschen der berittenen Kürassiere, die die offene Limousine eskortierten).

Ginger Rogers und Fred Astaire glitten schwerelos über eine glänzende Bühnenfläche, umschlungen in einer Tanzpose, die exakt jener auf dem grellbunten Transparent über dem Eingang des Europa-Kinos glich.

Die offensichtliche Falschheit des Kinos – Mänder, die sich bewegten, ohne wirklich zu singen; ein Mann und eine Frau, die durch die Straßen einer Stadt gingen, sich unterhielten und im nächsten Augenblick sangen und tanzten und sich vor einem offensichtlich künstlichen Regenguss in Sicherheit bringen mussten – weckte in Judith wahrhafte Gefühle, denen sie sich ohne Vorbehalt hingab. Sie kannte alle Lieder auswendig, sogar die Erkennungsmelodien der spanischen Radiosender, und lernte sie ebenso gewissenhaft wie die alten Romanzen oder die Gedichte von Rubén Darío im Unterricht bei ihrem Lehrer Don Pedro Salinas. Sie sagte ihm die Liedtexte auf Englisch und wollte dafür von ihm wissen, was Imperio Argentina in *Morena Clara* sang; ein Lied, das sie aus einem Grund, den er nicht verstand, genauso mochte wie *Top Hat*. Auf dem Grammofon in ihrem Zimmer erklangen Lieder, die sie aus Amerika mitgebracht hatte, ebenso wie die von der Platte, auf der García Lorca die Argentinierin auf dem Piano begleitete. Dass Judith die wirren Filme mit Zigeunern und Schmugglern und den schrillen Gesang darin mochte, irritierte Ignacio Abel weniger, als dass sich sein zwölfjähriger Sohn Miguel ebenfalls dafür begeisterte. Bevor er sie kennenlernte, hatte sich ihre Gegenwart schon durch Musik angekündigt, die auf so natürliche Weise von ihr auszugehen schien wie ihre Stimme oder der Glanz ihres Haares oder der zwischen sportlich und erdig changierende Duft ihres Parfüms. Eines Abends Ende September betrat Ignacio Abel die Aula der Residencia auf der Suche nach Moreno Villa, und in dem leeren Saal spielte mit dem Rücken zu ihm eine Frau auf dem Klavier und sang leise vor sich hin, und das rötlich goldene Licht der untergehenden

Sonne, das den Raum erfüllte, hielt sich in seiner Erinnerung wie in einem Bernstein tropfen gefangen, das Licht des sich neigenden Tages des 29. September.

Es kommt ihm vor, als sei es gestern passiert, und auch, als sei viel mehr Zeit vergangen. Jetzt weiß er, dass die persönliche Identität einem Turm gleicht, der viel zu zerbrechlich ist, um sich aus eigener Kraft zu halten, ohne Zeugen, die sie beglaubigen, und wiedererkennende Blicke. Die Erinnerungen an das, was ihm am wichtigsten ist, sind so fern, als gehörten sie einem anderen Menschen. Das Gesicht auf dem Foto in seinem Pass ist beinahe das eines Fremden: Das Bild, an welches er sich beim Blick in den Spiegel gewöhnt hat, würden Judith Biely oder seine Kinder vielleicht nur mit Mühe identifizieren. In Madrid hat er Gesichter von Menschen, die er seit Langem zu kennen glaubte, über Nacht sich verändern sehen: Gesichter von Henkern oder Erleuchteten oder Fluchttieren oder Rindern, die sich widerstandslos zur Schlachtbank führen ließen; Gesichter, die nur noch aus aufgerissenen, aus Begeisterung oder Panik schreienden Mündern bestanden; Gesichter von Toten, noch halb zu erkennen, halb blutiger Brei nach dem Einschlag einer Gewehr kugel; wächserne Gesichter hinter einem nur von einem Lichtstrahl beleuchteten Schreibtisch, die über Leben und Tod entschieden, während flinke Finger auf einer Schreibmaschine Namenslisten tippten. Wie sieht das Gesicht eines Menschen im Licht von Autoscheinwerfern aus, kurz bevor er tödlich getroffen wird oder sich verwundet im Todeskampf am Boden windet, bis ihm der Pistolenlauf zum Gnadenschuss ins Genick gedrückt wird? Der Tod in Madrid ist manchmal eine jähe Explosion oder ein peitschender Schuss, dann wieder ein zähes Prozedere, das in bürokratischer Prosa und mit mehreren Kohlepapierdurchschlägen verfasste Berichte erfordert, die mit Stempeln und Unterschriften beglaubigt werden müssen.

Und als er nun an jenen Tag vor etwas mehr als einem Jahr zurückdenkt, an dem er Judith Biely zum ersten Mal gesehen hat, kommt auch kaum ein Verlustempfinden auf, weil das Verlorene so vollständig aufgehört hat zu existieren wie der Mensch, der einen solchen Verlust empfinden könnte. Es ist eher die Sorge um eine illusorische Genauigkeit; der Wunsch, durch die Kraft der Einbildung die Existenz einer ganzen Welt zu bezeugen, die ausstrahlt worden ist und nur noch winzige materielle Spuren hinterlassen hat, so zart und zerbrechlich, dass sie bald ganz verschwunden sein werden. Aber er gibt sich nicht zufrieden mit seinen Versuchen, diesem Moment die Qualität des Gegenwärtigen zurückzugeben, ihn von den Zusätzen und Überlagerungen der Erinnerung zu befreien, wie der Restaurator, der mit einfühlsamer Geduld an einem Fresko arbeitet, um ihm den Glanz seiner ursprünglichen Farben zurückzugeben. Er will jeden der Schritte lebendig werden lassen, die ihn, ohne dass er es ahnte, zu dieser Begegnung führten, die ebenso gut nicht hätte stattfinden können; Schritt für Schritt will er den ganzen Nachmittag wieder erstehen lassen, das Präludium, die Stunden, die ihn insgeheim an eine Grenze seines Lebens führten.

Er sieht sich selbst wie in einer Momentaufnahme an einer Zeitgrenze verharrend, so wie ich ihn unter den Menschen in der Pennsylvania Station auftauchen sah, oder wie ich ihn jetzt sehe, leichter im Blick zu behalten, weil er sich nicht bewegt, sich in dem Zug, der sich soeben in Bewegung setzt, in seinem Sitz zurücklehnt, erschöpft, erleichtert, immer noch im Mantel, den Hut auf den Knien, den Koffer auf dem Nebensitz abgestellt. Die Zeichen des Verfalls bleiben einem aufmerksamen Auge nicht verborgen: der schiefe Krawattenknoten und der verschlissene Hemdkragen, der ein wenig angedunkelt ist, nicht so sehr wegen der Hitze des sonnigen Oktobertages mit seinem klaren goldenen Licht, das dem von

Madrid außergewöhnlich ähnlich ist, sondern weil er auf dem Weg zum Bahnhof geschwitzt hat aus Angst, den Zug zu verpassen. Wenn er in Rhineberg ankommt, wird ihn auf dem Bahnsteig Professor Stevens erwarten, den er im vergangenen Jahr in seinem Büro in der Universitätsstadt kennengelernt hat. Er wird sich über die Veränderung wundern, die er an ihm wahrnimmt, und er wird sie mitfühlend den Entbehrenungen des Krieges zuschreiben; mitfühlend, aber auch mit einem gewissen Widerwillen, einem Impuls der Ablehnung, den Ignacio Abel vor allem als Unbehagen empfinden wird, wie es die zu große Nähe von Missgeschick hervorruft. Mit einem ähnlichen Gefühl, das er sich in seinem Mienenspiel nicht anmerken zu lassen suchte, hatte Ignacio Abel Professor Rossmann betrachtet, als dieser nach einer qualvollen Reise von Moskau durch halb Europa plötzlich in Madrid auftauchte und so verändert war, dass nur noch die Brille mit den runden Gläsern und dem Schildpattgestell sowie die große schwarze Aktentasche unter dem Arm mit seinem einstigen Aussehen übereinstimmten.

Doch an jenem Nachmittag Ende September 1935 ist Ignacio Abel noch völlig ahnungslos. Am schwersten fällt es ihm, überhaupt eine Vorstellung vom Ausmaß des eigenen Unwissens zu bekommen, wie wenn man den Gesichtsausdruck eines Menschen auf einem Foto von damals betrachtet, sich die lächelnden Gesichter jener anschaut, die auf der Straße flanieren oder sich in einem Café unterhalten; obwohl sie direkt ins Objektiv schauen und es so aussieht, als sähen sie uns an, können sie nicht über die Grenze der Zeit hinwegsehen, sehen sie nicht, was ihnen zustoßen wird, was in ihrer unmittelbaren Nähe vielleicht schon geschieht, ohne dass sie es bemerken oder auch nur ahnen, dass dieser ihnen allen gemeinsame Tag eine unheilvolle Bedeutung in den Geschichtsbüchern einnehmen wird. Ignacio Abel, so in Gedanken versunken, dass ihm nicht auffiel, dass er der Letzte



im Büro war, stand mit aufgekrempten Hemdsärmeln am Zeichentisch vor dem großen Fenster, durch das der Blick auf die Bauarbeiten der Universitätsstadt fiel und dahinter auf die in der Ferne zerfließenden Steineichenwälder an den Hängen des Gebirges. Aufschauend, die Augen mit einem Mal müde, fiel sein Blick auf die Reihen der wie Schulpulte geneigten Zeichentische mit darauf ausgebreiteten blassblauen Bauplänen, mit Büchsen voller Bleistifte, Tintenfassern, Linealen; die Bürotische, auf denen bis vor wenigen Minuten noch Telefone schrillten und Sekretärinnen auf Schreibmaschinen tippten. In einem der Aschenbecher qualmte noch eine vergessene Kippe. Genauso wahrnehmbar fast wie der Zigarettenrauch war kurz zuvor noch das Gewirr von Stimmen und emsiger Geschäftigkeit durch den Raum gezogen, in dessen Mitte auf einem zwei Handbreit hohen Sockel das Modell von dem zu sehen war, was auf der anderen Seite des Fensters Gestalt anzunehmen begann: baumbestandene Alleen, Sportplätze, Fakultätsgebäude, die Universitätsklinik, maßstabgetreue Unterführungen und Geländeabstufungen. Im Dunkeln tastend, hätte Ignacio Abel sie erkennen können wie ein Blinder, der mit den Händen Räume und Umfänge wahrnimmt. Einige der Modelle hatte er selbst gezeichnet und aufgefaltet. Er hatte aufmerksam die Aufrisse der Pläne studiert, mit Geduld dem geschickten Tun des Modellbaumeisters zugesehen, den er jedes Mal, wenn eine neue Arbeit in Auftrag zu geben war, in dessen Werkstatt aufsuchte, nur um sich an der Geschicklichkeit seiner Hände zu erfreuen, den Geruch von Karton, frischem Holz und Pergament einzusatmen. Mit kindlichem Vergnügen hatte er sogar einige von den Bäumen und den kleinen Menschenfiguren, die die noch nicht existierenden Alleen belebten, gezeichnet, koloriert und ausgeschnitten; hatte Spielzeugautos und -straßenbahnen dazugestellt, wie er sie seinem Sohn manchmal als Geschenk mitbrachte (mit Schrecken fiel ihm ein, dass der ja

heute Namenstag hatte und er ihn beinahe vergessen hätte; heute war San Miguel, der Tag des hl. Michael).

Während der letzten sechs Jahre hatte er viele Stunden des Tages zwischen dem einen und dem anderen Raum verbracht, als würde er in zwei parallelen Welten leben, in denen unterschiedliche Gesetze und Größen galten: der Universitätsstadt, die dank der Arbeit von Hunderten von Männern langsam Gestalt annahm, und ihrem Modell, das in einem ebenso verkleinerten wie trügerischen Maßstab auf einem Sockel stand und einer Vervollkommnung entgegenstrebte, die der körperlichen Anstrengung enthoben und doch von einer greifbaren und zugleich schwärmerischen Beschaffenheit war, wie die Bergdörfer und Bahnhöfe und die durch Tunnel gleitenden Züge in den Schaufenstern der teuren Spielwarenläden in Madrid. Das Architektenmodell war ebenso Schritt für Schritt gewachsen wie die tatsächlichen Gebäude, wenngleich mit zeitlichen Verschiebungen. Manchmal stand ein Gebäude aus bemaltem Karton oder Sperrholz schon an seinem exakten Platz auf dem Modell im Zeichenraum, lange bevor der Bau, den es vorwegnahm, existierte; andere Male hatte eines jahrelang seinen genau ausgemessenen Platz auf dem großen imaginären Baugrundstück innegehabt, doch dann hatte man sich aus dem einen oder anderen Grund entschieden, das geplante Gebäude, welches es darstellte, doch nicht zu bauen, ohne dass man das Modell entfernt hatte: eine unmöglich gewordene Zukunft, dennoch vorhanden; das gespenstische Überbleibsel von etwas, das nicht zerstört, sondern nie gebaut worden war. Im Gegensatz zu den konkreten Gebäuden besaßen die Modellbauten eine Abstraktheit, die seine Hände ebenso wie seine Augen zu schätzen wussten, klare Linien, polierte Oberflächen, Einschnitte von Fenstern oder rechte Winkel von Ecken und Traufen, über die mit den Fingerkuppen zu fahren eine Lust war. In einer Abstellkammer neben seinem Büro bewahrte er das Modell der Volksschule auf, die er vor fast vier

Jahren für sein Wohnviertel entworfen hatte, dem Latina, in dem er geboren war, nicht dem Salamanca am anderen Ende von Madrid, in dem er jetzt wohnte.

Der Arbeitstag war auch hinter den Fenstern des Baubüros zu Ende gegangen, in dem Ignacio Abel sich zum Gehen anschickte, sich die Krawatte gerade zog und Papiere in seiner Aktentasche verstaute. Die Arbeiter verließen das Baugelände in Grüppchen, gingen auf ausgetretenen Pfaden zwischen Haufen von ausgehobener Erde zu weit entfernten Haltestellen von Metro oder Straßenbahn. Gesenkte Köpfe, lehmfarbene Kleidung, Brotbeutel über den Schultern. Ignacio Abel erkannte mit einem aufwallenden Gefühl uralter Zuneigung die Gestalt von Eutimio Gómez, dem Vorarbeiter des Bautrupps, der an der Medizinischen Fakultät arbeitete, sah, wie er zu ihm hinaufschaute und grüßend die Hand hob. Eutimio war groß und stark und trotz seines Alters gerade und geschmeidig wie der Stamm einer Pappel. In jungen Jahren hatte er als Stuckateurlehrling im Bautrupp von Ignacio Abels Vater gearbeitet.

Zwischen den Betonfeilern eines Gebäudes, in dem noch keine Böden eingezogen waren, sah der Architekt im schrägen Licht der sinkenden Sonne das Gewehr eines uniformierten Wachmanns aufblitzen. Ein Mannschaftswagen der Bereitschaftspolizei fuhr langsam über die Hauptallee, die, wenn sie einmal fertiggestellt war, Allee der Republik heißen würde. Sobald es dunkel wurde, strichen Banden von Materialräubern um das Baugelände, Saboteure, die Maschinen umstürzten oder in Brand setzten, weil sie ihnen die Schuld daran gaben, dass nicht mehr Arbeiter eingestellt wurden, getrieben von demselben archaischen Denken wie die Weber, die in einem anderen Jahrhundert die dampfgetriebenen Webstühle angezündet hatten. Bagger, Planierraupen, Asphaltiermaschinen und Betonmischer wirkten in ihrem feierabendlichen

Stillstand ebenso massig und solide wie die Rohbauten, auf denen im Abendlicht der letzten Septembertage stolze Trikoloren wehten.

Bevor er ging, strich Ignacio Abel mit einem roten Bleistift das Datum auf dem Kalender durch, der hinter seinem Schreibtisch hing, neben einem identischen vom kommenden Jahr, auf dem nur ein einziges Datum angestrichen war, der Tag im Oktober, an dem die Einweihung der Universitätsstadt stattfinden sollte, an dem das Baumodell im Zeichenraum und das darauf vorweggenommene Universitätsgelände draußen fast vollkommen übereinstimmen würden. Schwarze und rote Zahlen maßen diese Zwischenzeit seines Lebens, ein Raster von Arbeitstagen, durchzogen von einer geraden Linie wie die Flugbahn eines Pfeils, die beklemmend und zugleich beruhigend war. So schnell die Zeit, so langsam und schwierig die Arbeit, der Vorgang, der aus sauber gezogenen Linien auf einem Bauplan und den Spielzeugwürfeln der Modellbauten Fundamente, Mauern und Dächer machte. Die ineinander verschwimmenden Tage seines Lebens in den vergangenen sechs Jahren: Zahlen in den Tagesquadraten der Kalender, einer Front gleich großer Fenster, in der Rundung des Zifferblatts der Uhr an seinem Handgelenk und der an der Wand des Büros, die jetzt gerade sechs zeigte. »Der Präsident der Republik besteht darauf, dass die Einweihung noch während seiner Amtszeit stattfindet«, hatte Dr. Negrín, der oberste Bauleiter, durchs Telefon gedröhnt. Dann schafft mehr Maschinen herbei, stellt mehr Arbeiter ein, sieht zu, dass das Baumaterial pünktlich eintrifft, die Formalitäten rascher erledigt werden, jeder Schritt ist so zäh; und sieht zu, dass nicht immer gleich die Arbeit niedergelegt wird, nur weil wieder ein Regierungswechsel stattfindet, dachte Ignacio Abel, sagte aber nichts. »Wir tun, was wir können, Don Juan«, antwortete er, und Negríns Stimme dröhnte noch lauter, seine kanarischen Vokale so mächtig wie seine äußere Erscheinung:

»Nicht was Sie können, Abel, sondern was getan werden muss.« Er knallte den Hörer auf die Gabel, mit seiner großen Hand konnte er die ganze Hörmuschel umfassen, stellte Ignacio Abel sich vor, jede seiner Bewegungen von einer treibenden Kraft, als stemme er sich ständig gegen den Wind auf offenem Deck.

Er mochte diesen Moment am Ende eines Arbeitstages: die tiefe Ruhe an Orten, wo hart gearbeitet worden ist, die Stille nach dem Dröhnen und Stampfen der Maschinen, dem Schirillen der Telefone, den lauten Rufen der Männer, die Einsamkeit eines Raumes, in dem es eben noch von Menschen wimmelte, jeder seiner Aufgabe nachging, präzise Expertenarbeit verrichtete als Teil eines großen allgemeinen Unternehmens. Als Sohn eines Baumeisters von Kind an gewöhnt, mit Maurern umzugehen und selbst mit anzupacken, hegte Ignacio Abel immer noch eine praktische und gefühlsmäßige Zuneigung zu den speziellen Kenntnissen, die ein Beruf erforderte und die zu Charakterzügen wurden bei jenen, die sie pflegten. Der Zeichner, der einen rechten Winkel mit Tusche auf den Bauplan übertrug; der Maurer, der den Mörtel mit der Kelle glatt strich, bevor er den Ziegelstein hineinlegte; der Schreiner, der die Rundung eines Treppengeländers schmirkelte; der Glaser, der eine Glasscheibe so exakt zurechtschnitt, dass sie genau in die Fensteröffnung passte; der Vorarbeiter, der sich mit Lot und Faden der Vertikalität einer Mauer vergewisserte; der Steinhauer, der einen Pflasterstein oder die Kante eines Bordsteins bearbeitete oder den Sockel eines Pfeilers. Seine eigenen Hände wären nicht hart genug für den Umgang mit rauem Baumaterial, und er hatte nie das Fingerspitzengefühl besessen, das er als Kind bei seinem Vater beobachtet hatte und bei den Männern, die mit ihm zusammenarbeiteten. Seine Finger berührten weichen Karton und Papier, hielten Lineal, Zirkel, Zeichenstifte und Aquarellpinsel, waren schnell auf den Tasten

einer Schreibmaschine und wählten geschickt die Nummern eines Telefons, schlossen sich um das glatte schwarze Rund seines Füllfederhalters für Unterschriften, die Anweisungen waren und konkrete Auswirkungen hatten.

Doch irgendwo hegte er noch eine taktile Erinnerung, die sich nach dem freien Umgang der Hände mit Werkzeugen und Gegenständen sehnte. Er besaß eine außergewöhnliche Geschicklichkeit für den Zusammenbau von Baukastenkonstruktionen oder das Auseinandernehmen von Spielzeugen, und auf seinem Arbeitstisch standen immer Häuser, Schiffchen oder Vögel aus Papier herum. Die Fotos, die er mit einer kleinen Leica machte, um jeden Bauabschnitt eines Gebäudes zu dokumentieren, entwickelte er selbst in einer winzigen Dunkelkammer, die er sich zu Hause eingerichtet hatte, neugierig beobachtet und bewundert von den Kindern, besonders von Miguel, der im Gegensatz zu seiner Schwester eine ausschweifende Fantasie besaß und beim Anblick des Fotoapparats seines Vaters sogleich beschloss, wenn er groß war, einer dieser Fotografen zu werden, die in die entlegensten Winkel der Welt reisten und dort die Fotos schossen, die man auf den Titelseiten der Illustrierten sah.

Mit einem wohligen Gefühl von Müdigkeit und Erleichterung nach getaner Arbeit durchquerte er das leere Büro und trat nach draußen, spürte im Gesicht die frische Luft, die von den Bergen kam und schon eine Andeutung der Gerüche des Herbstes in sich trug: Pinien und Steineichen, Zistrose, Thymian und angefeuchtete Erde. Um ihn nicht zu verlieren, drehte er das Fenster seines kleinen Fiats hinunter, als er losfuhr. Nur einen Steinwurf von Madrid entfernt würde die Universitätsstadt einmal die geometrische Harmonie einer städtischen Anlage mit dem weiten Blick auf bewaldete Hänge verbinden. Nach wenigen Jahren schon wären dicht belaubte Baumkronen der Kontrapunkt zu den geraden Linien der Architektur. Das unaufhalt-

same Fortschreiten der Arbeiten, der Drang, die Realität mit den Formen des Modells und der Baupläne in Übereinstimmung zu bringen, ging einher mit der Langsamkeit des organischen Wachsens. Die Neubauten wurden erst dadurch geädelt, dass sie der Witterung widerstanden, der Abnutzung durch Wind und Regen, durch die Schritte der Menschen und das anfangs noch allzu hallende Echo ihrer Stimmen in den weiten Räumen, in denen es immer noch nach Gips und Farbe riecht, nach Holz und frischem Firnis. Als großer Freund technischer Neuerungen hatte Ignacio Abel in seinem Auto ein Radio eingebaut. Er schaltete es jedoch nicht ein, um sich durch nichts von dem Vergnügen ablenken zu lassen, langsam durch die geraden, menschenleeren Alleen der zukünftigen Stadt zu fahren, mit prüfendem Blick auf Bauten und Maschinen und den Fortschritt der letzten Tage, sich dahintreiben zu lassen in aufmerksamem und zugleich träumerischem Betrachten, denn sein Expertenblick erfasste sowohl das, was er vor Augen hatte, als auch das, was noch nicht existierte außer auf Plänen und als maßstabsgetreue Modellbauten auf dem großen Podest in der Halle des Baubüros.

Inmitten all des Unfertigen stach das Gebäude der Philosophischen Fakultät ins Auge, das vor knapp zwei Monaten eingeweiht worden war und dem noch der Glanz des Neuen anhaftete, des hellen Steins und der roten Ziegel, die in der Sonne leuchteten wie die Fahne über dem Portal und die Kleider der Studenten, die dort ein und aus gingen, vor allem der Mädchen mit ihren kurzen Haaren und engen Röcken, mit immer noch sommerlichen Blusen und Büchern und Heften unter dem Arm. In einigen Jahren würde seine Tochter Lita wahrscheinlich eine von ihnen sein.

Als er sich in Richtung Madrid entfernte, sah er die farbenfrohen Gestalten im Rückspiegel kleiner werden, wiewohl er keine Eile hatte und auch nicht den schnellsten Weg wählte. Am liebsten näherte er sich der Stadt von Westen und später von

Norden, am Monte del Pardo vorbei und durch die mit einem Mal sich endlos weitende Ebene mit der Straße nach Burgos, über der schwerelos das massige Gebirge schwebte, dunkelblau und violett, gekrönt von unbeweglichen Wolkenhaufen. Madrid, so nah, verschwand in der Ebene, tauchte wieder auf als Dorfsilhouette mit niedrigen, weiß getünchten Häusern, kahlen Flächen und spitzen Kirchtürmen. Nur wenige Autos kamen ihm auf der Straße entgegen, einer geraden Linie, heller als das Erdbraun des Landes, durch das sie führte, und mit verkümmerten Bäumchen an den Rändern. Hauptsächlich waren von Maultieren gezogene Karren unterwegs, manche voll beladen mit Körben frisch gelesener Weintrauben, andere mit zu unwahrscheinlicher Höhe aufgeschichtetem Abfall und Schrott, da er sich jetzt dem am äußersten Stadtrand gelegenen Lumpensammlerviertel näherte. Ärmliche Hütten am Straßenrand, eine lange Reihe gekalkter Lehmwände, dunkle Türen wie Höhleneingänge, daneben verhärmte, dumpf blickende Frauen und Kinder mit kahl geschorenen Köpfen, die dem Auto mit offenen Mündern nachstarrten, die klebrigen Mundwinkel voller Fliegen. Rauchsäulen, die aus den Öfen der Ziegelbrenner aufstiegen, aus gärenden Abfallbergen entwichen. Um den Gestank nicht hereinzulassen, drehte er das Fenster hoch. Durch die Weite des klaren Himmels zogen erste Schwärme von Wandervögeln gen Süden. In der bleichen Sonne des späten Septembers glänzten die trockenen Stoppeln der abgeernteten Felder. Die ersten Anzeichen des nahen Herbstes versetzten Ignacio Abel in einen Zustand hoffnungsfroher Erwartung, für den es keinen besonderen Grund gab und der vielleicht nichts anderes war als der klimatische Nachhall einer lang zurückliegenden glücklichen Schulzeit mit neuen Heften und Bleistiften, das reine Vibrieren einer unbeschwerten Zukunft von den Tagen der Kindheit bis zu den ersten Ungewissheiten des Erwachsenenlebens.



Die Landstraße veränderte jetzt ihren Charakter, sichtbares Zeichen waren Strom- und Telefonleitungen, die sie auf ihrem Weg in die Stadt begleiteten. Durch die unbebauten flachen Randgebiete Madrids zogen sich die Alleen ihrer zukünftigen Ausdehnung so streng und abstrakt, als sähe man sie eingezeichnet auf einem Plan. Kolonien kleiner Hotels entstanden wie Inseln zwischen Brachland und bestellten Feldern, Oberleitungen von Straßenbahnen folgten dem kurvigen Verlauf der Straßen, erste urbane Vorposten inmitten des Nichts. Er konnte sich Blocks von Mietshäusern für die Arbeiter vorstellen, dazwischen Grünzonen und Sportanlagen, wie er sie vor zehn Jahren in Berlin gesehen hatte, in einem weniger rauen Klima und unter einem grauen, niedrigeren Himmel, Wohntürme zwischen Rasenflächen wie in einer der fantastischen Städte von Le Corbusier. Architektur war ein Kraftakt der Imagination: Das, was noch nicht ist, deutlicher sehen, als es einem vor Augen steht; das Hinfallige, das, was allein aufgrund seiner materiellen Hartnäckigkeit überdauert hat, wie Religion oder Malaria überdauert oder der Hochmut der Mächtigen, oder das Elend derer, die alles entbehren. *Erhebt euch, Arme dieser Welt, steht auf, Sklaven ohne Brot.* Im Fahren sah er, ganz so, wie er die fantastischen Wolkenformationen über den Berggipfeln sah, Reihen sozialer Wohnungsbauten, die in seinen Skizzenheften längst Gestalt angenommen hatten, mit breiten Fenstern, Terrassen, Sportanlagen und Kinderspielplätzen, mit Versammlungszentren und städtischen Bibliotheken. Auf baumlosen Flächen und von Erosion zerschnittenen Hängen über den Narben ausgetrockneter Wasserläufe sah er leuchtende grüne Inseln, ein Gemüsefeld, eine Reihe von Pappeln an den Ufern eines Bachs. Mehr Bewässerung und weniger Worte, mehr Bäume, deren Wurzeln das fruchtbare Erdreich festhalten, mehr Wasserleitungen für sauberes, frisches Wasser, mehr in der Sonne glänzende Schienen, auf denen bunt bemalte Straßenbahnen dahingleiten.

Er sah Baracken, in Müllkippen wühlende Menschen, Scheunen mit eingesunkenen Dächern, von dürrem Gestrüpp überwucherte Gehege, einen Hund, mit viel zu kurzer Leine an einen Baum gebunden, sodass sein Hals wund gescheuert wurde, einen mit Lumpen oder zottigen Fellen bekleideten Hirten, der eine Ziegenherde hütete, als befände er sich in einer biblischen Wüstenei und nicht nur knappe zwei Kilometer von der Madrider Innenstadt entfernt. Als er an ihm vorbeifuhr, starrte der Mann ihm nach, als hätte er noch nie ein Auto gesehen, winkte mit seinem Hirtenstock, ein zahnloses Lachen im bärtigen, kupferbraunen Gesicht.

In vereinzelt Anzeichen sah er die Zukunft: in der sprießenden Kraft dessen, was da aufgebaut wird, solide im Boden verankert in der noch brachen, jedoch schon gerodeten Ebene, in der rechte Winkel abgesteckt sind für Straßen mit angedeuteten Gehwegen, Reihen von Laternen und Masten für die Oberleitungen von Straßenbahnen, durchzogen von Tunneln und ausgeschachteten Gräben für unterirdische Leitungen. In der nackten Horizontalität trat die Vertikale einer halb hochgezogenen Mauer umso deutlicher hervor, die gewaltigen, von Gerüsten umgebenen Silhouetten dessen, was die Leute jetzt schon, als gäbe es sie bereits, die Neuen Ministerien nannten. Eine lichtere Stadt, ganz anders als Madrid, obwohl sie diesen Namen trüge, würde sich bald über das Ödland im Norden erstrecken. Inseln der Zukunft: Zu seiner Linken, jenseits des unbebauten Landes, hinter der Reihe von frisch gepflanzten Bäumen, die, wie mit dickem Tuschestrich gezogen, die Verlängerung des Paseo de la Castellana nach Norden markierten, lag die Residencia de Estudiantes auf der Kuppe eines von Pappelbäumen beschatteten Hügels, an dessen Fuß die Ingenieursschule stand und die überdimensionierte Kuppel des Naturwissenschaftlichen Museums in die Höhe ragte. Auf der erdbraunen Fläche der Sportplätze bewegten sich winzige

weiße Gestalten. Die Sonne des späten Septembers brannte ihre goldenen Strahlen auf die nach Westen gerichteten Fenster.

Plötzlich erinnerte sich Ignacio Abel an etwas, das er vollkommen vergessen hatte: Er musste in der Residencia mit José Moreno Villa sprechen, der ihn vor Wochen gebeten hatte, dort einen Vortrag über spanische Architektur zu halten. Er könnte ihn von zu Hause aus anrufen, aber ihn persönlich aufzusuchen erschien ihm angebrachter. Moreno Villa war ein liebenswürdiger Junggeselle, sehr förmlich in seinen Manieren und seiner Art, sich zu kleiden, nicht mehr ganz so jung wie die meisten seiner Bekannten. Wahrscheinlich würde er einen Brief oder einen Besuch mehr zu schätzen wissen als ein Telefonat. In seinem Zimmer in der Residencia lebte er, umgeben von Bildern und Büchern, wie ein Mönch in der Zelle eines komfortablen weltlichen Klosters und genoss mit der Wehmut des unverheirateten Mannes die Nähe der ausländischen Studentinnen, deren klappernde Stöckelschuhe, unbekümmertes Gelächter und Gespräche auf Englisch die Korridore erfüllten.

Ohne lange nachzudenken, bog Ignacio Abel links ab und nahm den Weg zur Residencia, vorbei am Naturwissenschaftlichen Museum und den Sportplätzen, von denen die fernen Rufe der Spieler und schwacher Applaus an sein Ohr drangen. An einem Kiosk unter den Pappeln, der trotz der späten Jahreszeit noch geöffnet hatte, klang Tanzmusik aus einem voll aufgedrehten Radio, doch an den Metalltischen saß kaum noch ein Mensch. In der Eingangshalle sagte man ihm, Herr Moreno Villa sei vermutlich in der Aula zu finden. Auf dem Weg dorthin hörte er durch die geschlossene Tür leise Klaviermusik. Vielleicht sollte er lieber nicht hineingehen; es konnte ja sein, dass er dadurch eine Unterbrechung verursachte, einer Konzertprobe vielleicht. Er hätte sich umdrehen und wieder gehen können, aber er tat es nicht. Er drückte vorsichtig die Tür auf

und streckte den Kopf in den Saal. Eine Frau wandte sich um, als sie hörte, wie die Tür aufging. Sie war jung und zweifellos Ausländerin. Die Sonne ließ ihr wildes blondes Lockenhaar leuchten, als sie es sich aus dem Gesicht strich. Ihren leisen Gesang hatte sie unterbrochen, doch die Klavierphrase spielte sie zu Ende. Ignacio Abel murmelte eine Entschuldigung und zog die Tür wieder zu. Als er davonging, folgte ihm das Klavierspiel mit einer gefühlvollen, doch sehr rhythmischen Melodie. Wäre er diesem Gesicht nicht noch einmal begegnet, hätte er es wohl für alle Zeit vergessen.

3 Diese Trägheit. Rasche Schritte auf dem Korridor, die sich nähern, das Klopfen an der Tür, an der in den letzten Stunden niemand mehr eingelassen werden wollte, energisches Klopfen gleich den Schritten von einem, der etwas sucht und in Eile ist und so heftig auftritt, dass man in der Stille das Knarren der sich biegender Ledersohlen hört, wenn der Fuß sich auf den Fliesen abstößt. Jemand, der eilig etwas zu erledigen hat im Unterschied zu ihm, José Moreno Villa, der überhaupt keine Eile mehr hatte und wenn er etwas suchte, oft nicht mehr wusste, was es eigentlich war, oder es stellte sich als etwas heraus, das keinerlei Ähnlichkeit mit dem aufwies, was er kurz zuvor noch zu suchen geglaubt hatte oder dem, was er am Ende seiner Suche schließlich fand. So gut wie nichts mehr ging ihm wirklich nahe; er war sich keiner Sache mehr vollkommen sicher, begegnete allem mit einer Lauheit, die ihn manchmal beschämte und andere Male Erleichterung empfinden ließ, und die, obwohl sie ihm oft den Schwung nahm, auch Leiden erspart hatte und Irrtümer, deren er sich später geschämt hätte. Eine ungestüme späte Liebe hatte er, durch Lustlosigkeit im Grunde, verloren, und als er ihre Unwiederbringlichkeit erkannte, war der Schmerz darüber durch ein schäbiges Gefühl von Erleichterung gemildert worden. Mit welchem Gefühl tiefster Zufriedenheit, endlich wieder allein zu sein, richtete er sich in seiner Kabine auf dem Dampfer ein, der ihn von New York zurück nach Spanien brachte, die Frau, die er beinahe geheiratet hätte, hinter sich lassend; mit welcher süßer Erleichterung nach all der Aufregung, all der sexuellen Vergiftung, fand er sich wieder in die

gewohnte Umgebung seines schmucklosen Zimmers in der Residencia ein!

Und nun dieses Wüten in Spanien, diese Rohheit, Verbrechen aus Leidenschaft und in Blut ertränkte anarchistische Aufstände, plumpe Kasernenparolen; all diese Heiligen, Märtyrer, Fanatiker, wie auf den Bildern im Prado, auf denen die malträtierte Haut der Asketen so kratzt und schmerzt wie das Sackleinen, mit dem sie bekleidet sind, ihre Augen fanatisiert von einer Reinheitsvision, die mit der realen Welt unvereinbar ist. Die Heiserkeit in wund geschrienen Kehlen von all den »Hoch die ...« und »Tod den ...«, diese aggressive Vulgarität, die sich der Stadt bemächtigt hat, die ihm so lieb gewesen ist und in die er sich nur noch widerwillig hineinwagt, dieser Mann, der nicht mehr jung ist und dem fast jede Veränderung als persönliche Beleidigung erscheint. Die Gewissenlosigkeit der Politik, die Beschmutzung von Idealen, an die zu glauben ihn schließlich niemand gezwungen hatte, die jedoch eine Zeit lang sein Herz bewegten, so voller vernünftiger Versprechungen und ästhetischer Schwärmereien waren wie die wehenden Trikoloren auf den Dächern vor einem Himmelsblau, das so rein und neu war wie sie selbst. Typisch für ihn, dass seine politischen Überzeugungen – bald indes gedämpft von Skepsis ob der Niederungen der menschlichen Seele, des kurzen Schwungs und der zutiefsten Armut spanischen Lebens – an die ästhetische Willkür geknüpft waren, an seine Vorliebe für das Rot-Gelb-Violett der Trikolore, die er weit höher schätzte als die ordinäre rot-gelbe Fahne des schurkischen Königs, den keiner brauchte, aber auch als die schwarzrote, die aus irgendeinem unbegreiflichen Grund Faschisten und Anarchisten gleichermaßen benutzten, und auch die rote mit Hammer und Sichel, für die sich einige seiner Freunde neuerdings begeisterten, genau wie für die Sowjetunion, für gestellte Fotos mit Arbeitern und Soldaten in Umhängen und mit Bajonetten, Fotos mit Wasserkraftwerken und Traktoren,

mit Menschenmassen in himmelblauen Hemden, mit Koppelzeug und hochgerekten Fäusten. Vielleicht verstand er sie nicht mehr oder, schlimmer noch, glaubte nicht an die Aufrichtigkeit oder Echtheit ihrer Haltung, weil sie jünger waren als er oder erfolgreicher; am Ende eines literarischen Banketts sah er sie aufstehen und Hymnen intonieren, und es war nicht ideologische Missbilligung, die er empfand, sondern Beschämung für sie.

Er hatte nie bei öffentlicher Begeisterung mitmachen können, ohne sich dabei von außen zu beobachten. Natürlich war er ein Bourgeois, nicht einmal das, ein Funktionär und Privatier; aber einige seiner alten Freunde waren noch bürgerlicher als er, Söhne reicher Eltern, die nie hatten arbeiten müssen und jetzt mit unglaublichem Ernst von der Diktatur des Proletariats sprachen, während sie mit übereinandergeschlagenen Beinen und einem Whisky in der Hand auf der Terrasse des Palace saßen, nachdem sie sich beim Hotelfriseur die Haare hatten schneiden lassen. Sie sagten den baldigen Untergang der Republik voraus, die von der siegreichen Revolution der Arbeiter überrollt werden würde; zugleich schacherten sie sich bezahlte Geschäftsreisen ins Ausland zu oder Gehälter für vage Tätigkeiten im Kulturbetrieb.

Aber er mochte den eigenen Sarkasmus, seinen Hang zur Verbitterung nicht, misstraute der vorgespiegelten Geistesschärfe, mit der er seinem Ressentiment etwas vormachen konnte. Was die eigene Integrität betraf – welcher Verdienste sollte er sich da rühmen, wenn er nie von einer Versuchung auf die Probe gestellt worden war? Ihn hatte nie eine Theaterdiva gebeten, ein Drama für sie zu schreiben, das sie auf der Höhe ihres Könnens zeigte, wie Lola Membrives oder Margarita Xirgu das bei Lorca getan hatten. Keine leidenschaftliche Diseuse war je auf den Gedanken gekommen, seine Gedichte auf der Bühne vorzutragen wie diese unsägliche Berta Singermann,

die mit ihren Körperverrenkungen Theater füllte und dabei mit argentinischem Akzent die Verse von Antonio Machado oder Lorca oder Juan Ramón deklamierte. Er würde auch niemals Gelegenheit haben, ein gut bezahltes öffentliches Amt abzulehnen, um sich mit Leib und Seele seiner Literatur zu widmen: Kein Mensch würde ihm den Posten des Generalsekretärs der Sommeruniversität von Santander anbieten, wie Pedro Salinas, der zwar immer über Zeitmangel und Überarbeitung klagte, auf den Fotos von seinen öffentlichen Auftritten aber stets strahlte und selbstzufrieden aussah.

Ich kann mir José Moreno Villa leicht vorstellen, wie er sich mit seinen fast fünfzig Jahren in der wohlwollenden Gastlichkeit der Residencia eingerichtet hat; er, der auf den Fotos von anderen, die berühmter sind als er, immer in der zweiten Reihe steht, diskret hinter ihnen, förmlich, scheu, oft genug nicht einmal mit Namen erwähnt, unerkannt, ohne das breite Lachen oder die selbstherrliche Pose, die andere zeigen, als wären sie sich ihres Platzes in der Geschichte schon sicher. Er ist nicht jung und zieht sich auch nicht so an, als wäre er es, sieht weder wie ein Literat aus noch wie ein Lehrer, eigentlich eher wie das, was er tut, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen; ein Funktionär in einer gewissen Position, kein Büroangestellter, aber auch kein hochrangiger Beamter. Wie ein Anwalt vielleicht oder ein privatvermögender Pensionär in einer Provinzhauptstadt, der zwar nicht zur Kirche geht, aber auch seine republikanischen Sympathien nicht verleugnet, dennoch nie ohne Hut und Krawatte aus dem Haus geht; ein Mann, der schon älter aussah, als er war, bevor sein Haar grau wurde und ihm auszufallen begann, der mit seinen achtundvierzig Jahren halb wehmütig, halb erleichtert nicht mehr damit rechnet, dass ihn noch große Veränderungen in seinem Leben erwarten.



Die Schritte hatten ihn aus einer tiefen, jedoch jeder Reflexion und fast auch Erinnerung entbehrenden Geistesabwesenheit gerissen, die vor allem von Trägheit geprägt war und von noch etwas anderem, das sich nicht viel von ihr unterschied. Er war damit beschäftigt gewesen, eine kleine Leinwand aufmerksam zu betrachten, auf die er bislang nur ein paar angedeutete Kohlestriche gezeichnet hatte sowie die Umrisse einer Schale mit Obst der Saison, das er vom Mittagessen im Speisesaal der Residencia mitgenommen hatte: eine Quitte, einen Granatapfel, einen Apfel, ein Bündel Weintrauben. Er hatte einen Teil seines Schreibtisches von Büchern und Papieren freigeräumt, damit die reinen Umrisse deutlicher hervortreten konnten. Er hatte beobachtet, wie das langsam schwindende Tageslicht die Umfänglichkeit der Gegenstände durch die Verstärkung der Schatten verdichtete und die Farben verblassen ließ. Das Rot des Granatapfels wurde zu einer Farbe von glänzend poliertem Leder; das staubige Gold der Quitte bekam mit wachsendem Halbdunkel zunehmend Glanz, reflektierte das Licht nicht mehr, sondern strahlte es aus; über den Apfel glitt das Licht hinweg wie über eine Kugel aus lackiertem Holz, erlangte jedoch eine gleichsam flüssige Dichte auf der Oberfläche der Trauben. Die Trauben waren vielleicht zu zart, zu berührungsempfindlich für die Art, in der sie malen zu wollen er sich mit zusammengekniffenen Augen allmählich vorstellen konnte. Es müssten asketische Trauben im Stil von Juan Gris oder Sánchez Cotán sein, in einem Blick zu erfassen und ohne diese etwas klebrige Anmutung, welche die Abendsonne darüberlegte, eine überreife Sonne von Sorolla, gedämpft von dem gleichen feinen Staub, den die beulige Oberfläche der Quitte an Fingerspitzen und Nasenlöchern hinterließ.

Unter der Früchteschale lag ein Blatt der Zeitschrift *Estampa*. ZAUBERER AUS KAIRO HYPNOTISIERT FRAUEN VON MADRID UND SAGT ZUKUNFT VORAUSS. Die Worte »Madrid« und »Zukunft« stachen ihm ins Auge wie

die Formen der Früchte. Immer, wenn er etwas zu malen begann, gab es einen Augenblick der Erleuchtung und einen anderen der Entmutigung, wie wenn ihm unversehens der erste Vers zu einem Gedicht in den Sinn kam und dann die weiße, unnummerierte Seite des Notizbuchs, das Blatt des Skizzenblocks oder die leere Leinwand vor ihm war. Vielleicht konnte die Beschaffenheit des Papiers, dessen Härte oder Nachgiebigkeit, einen Hinweis geben; er machte weiter und stellte dann fest, dass der Versuch misslungen war: Der zweite Vers klang gewollt, war der plötzlichen Eingebung des ersten nicht würdig, die makellose Reinheit des Papiers durch einen sinnlosen Fleck verunziert. Der erleuchtende Moment schien sich verflüchtigt zu haben, ohne dass er ihn hatte einfangen können. Zurück blieb die Entmutigung; doch um das Projekt in Angriff nehmen zu können, musste er sie, wenn nicht überwinden, so ihr doch Widerstand entgegensetzen, weitermachen, als würde er ihr Bleigewicht nicht spüren. Doch bei allem, was er in Angriff genommen hatte, war ihm dasselbe passiert: anfängliche Begeisterung, dann ein Anflug von Ermattung, und schließlich ein Widerwille, dessen Überwindung ihm nicht immer gelang. Er war eben nur ein Sonntagsmaler. Und wenn die Malerei schon solche Konzentration und handwerkliche Geschicklichkeit verlangte, warum legte er dann nicht sein ganzes Herz und Talent hinein, sondern schwächte seine ohnehin bescheidenen Kräfte noch, indem er sich an Poesie versuchte, bei der einem nicht einmal die Absolution der handwerklichen Arbeit, der Gewissheit einer akzeptablen Beherrschung des Metiers zuteilwurde? Im Überschwang der Arbeit verschwand die Lustlosigkeit zwar, doch am nächsten Tag musste er wieder von vorn anfangen, und die Begeisterung des Vortages wiederzubeleben schien unmöglich. Die fertige Arbeit half ihm nicht weiter: Jeder Anfang war ein neuer Ansatz, und jedes Blatt Papier oder jede Leinwand, auf die er hypnotisiert und mutlos starrte, waren leerer denn je.

Eine erste vielversprechende Zeile, sehr unsicher noch, eine horizontale Linie, die eines Tisches vielleicht, auf dem die Obstschale stand, oder eines fernen Meereshorizonts, den er sich hinter dem Fenster seines Zimmers in Madrid ausmalte. Eine jähe Erleuchtung, die in reiner Antriebslosigkeit spurlos verlosch. Und trotzdem: Er wusste nie, wie; aber das Bild nahm Gestalt an, und das Gedicht wuchs Zeile um Zeile, als hielten sie sich aus eigener Kraft und mit einer Beharrlichkeit, die seinem von Zweifeln und dem schlichten Verrinnen der Zeit geschwächten Willen nur bedingt zuzuschreiben war.

Er sah sich selbst als einen Mann ohne Ehrgeiz, der zu viele zu verschiedene Dinge gewollt hatte. Man braucht Ehrgeiz, um seine Wünsche zu verwirklichen. Man kann nicht zulassen, dass Selbstzweifel und Lustlosigkeit einen von innen zerfressen. Andere hatten es verstanden, ihre Kräfte zu bündeln. Er hatte sich verzettelt, war vom einen zum andern gegangen wie ein Reisender, der nur ein paar Tage in jeder Stadt verbringt und seiner Rastlosigkeit am Ende überdrüssig ist. Andere, jüngere, waren zu ihm gekommen, um von seiner Erfahrung zu lernen, und hatten ihn nach einiger Zeit hinter sich gelassen, ohne Dank für das, was sie ihm verdankten: seine Art, zu malen, sein Wissen über moderne Kunst, seine Lyrik, die moderner war als die aller anderen, und deren Spuren, die niemand anerkannte, doch für jeden erkennbar waren bei denen, die heute heller glänzten als er. Er hätte sich gewünscht, dass ihm das alles nichts ausmachte: Sein eigener Groll ärgerte ihn mehr als der Erfolg der anderen, der ihn nur etwas verbitterte, auch wenn er ihn als gerechtfertigt ansah. Es stimmte ihn traurig, nicht seine volle Größe entfaltet zu haben, sich nicht einmal in die noble Unerschütterlichkeit der Persönlichkeit finden zu können, die er sich vorstellte: eines anderen Moreno Villa, zwar genauso enttäuscht, aber mit heiterem Herzen; eines Dichters, der nur Eingeweihten bekannt war; eines Malers, dem die

Berühmtheit ebenso verwehrt blieb wie dem bewunderten Sánchez Cotán, der in seiner Kartause geheime Meisterwerke hervorgebracht hatte, ebenso wie Juan Gris, der aller Armut zum Trotz seiner strengen Kunst treu geblieben war, welcher der obszöne, lärmende Triumph Picassos nichts hatte anhaben können.

Ohne es zu wollen, war er allein geblieben. Trotz seiner Jahre immer noch in der Residencia de Estudiantes zu wohnen, aus der die meisten seiner alten Freunde schon seit Langem ausgezogen waren, verstärkte noch sein Gefühl von überholtem Dasein und Leben am falschen Ort. Andererseits verlangte er gar nicht mehr und konnte sich nicht vorstellen, anderswo zu leben. Er hatte sein Arbeitszimmer und ein Schlafzimmer mit den paar Möbeln, die er aus Málaga mitgebracht hatte. Seinen Teil des Familienerbes hatte er den ledigen Schwestern vermacht, die es dringender brauchten als er. Es schien ihm unmoralisch, mehr als das Nötige zu besitzen, viel zu sprechen und zu gestikulieren, Begeisterung oder Leid im Übermaß zu zeigen oder sich auffällig zu kleiden. Dabei kam ihm eine Verszeile von Antonio Machado in den Sinn: *Wer zurücklässt, nimmt mit, und lebendig ist, wer gelebt hat*. Nichts war ihm mehr eigen als die Dinge, von denen er sich getrennt hatte. Leben war ein schwebender Zustand, in dem vor allem Dinge zählten, die weit zurücklagen, verlorene Gegenwärtigkeit (das hemmungslose Lachen der jungen Amerikanerin, die er in den ihr gewidmeten Gedichten beschwörend Jacinta genannt hatte, ihr flammend rotes Haar).

Ihm gefiel die Arbeit als Archivar, mit der er seinen Lebensunterhalt verdiente: Die Arbeitszeit war keineswegs erdrückend und gab den Tagesabläufen eine solide Form, rettete ihn vor der sicheren Gefahr von Überdruß und Ungewissheit. In den Gesellschaftsbereichen der Residencia ließ er sich wenig sehen, und die Aufgaben, die man ihm zuteilte, hielten sich in Grenzen: hin und wieder einen Vortrag oder eine

öffentliche Lesung organisieren, berühmte Gäste begleiten. Er konnte ganze Nachmittage in seinem Zimmer zubringen, umgeben vom Luxus der stillen Einsamkeit und jeder Menge Zeit, nachdem er eine Arbeit angelegentlich und erfolgreich zu Ende gebracht hatte, lesend im Ledersessel zurückgelehnt, an dem schon seines Vaters Nacken und Arme ihre Spuren hinterlassen hatten, oder ein Stilleben ersinnend oder skizzierend. Oder nicht einmal das, nur aus dem Fenster in den von einer Backsteinmauer umgebenen Innenhof mit den von Juan Ramón Jiménez gepflanzten Oleanderbüschen schauen – das Grün der Blätter so asketisch wie das stumpfe Rot der Ziegel – oder mit offenen Ohren und halb geschlossenen Augen den Geräuschen der Stadt lauschen, die durch die Entfernung nur gedämpft zur Residencia auf dem Hügel heraufdrangen, wie verwischte Ränder einer Zeichnung, ohne die schrille Unmittelbarkeit der Straßen. Hupen, Straßenbahnklingeln, Rufe von Straßenverkäufern, Singsang der Blinden, Stierkampf-Paso-dobles, Trommeln und Trompeten militärischer Paraden, Blasmusik von Jahrmärkten und Zirkussen, Kirchenglocken, rhythmisches Stimmengewoge von Arbeiterdemonstrationen, Schießereien von Aufrührern und lang gezogene Piffe von Lokomotiven drangen durch sein offenes Fenster, manchmal alles zusammen wie die verschwommene Vielfarbigkeit einer Orchestrierung von Ravel, gegen welche die deutlich zu hörenden Rufe der Fußballspieler und Schiedsrichter auf den Sportplätzen der Nachbarschaft prallten und das ländlich anmutende Blöken einer Schafherde, die auf den nahen Brachflächen weidete.

Wenn er die Ohren spitzte, konnte er manchmal sogar den Wind in den Pappeln hören, das Rauschen des Wassers im Bewässerungsgraben, das an der Residencia vorbei zu den Gemüsefeldern jenseits der Castellana floss. Er war in Madrid und zugleich auf dem Land, dort, wo die Stadt endete. An keinem anderen Ort konnte er sich vorstellen, zu leben (doch in

etwas über einem Jahr würde er Madrid und Spanien verlassen und nie mehr zurückkehren). Seine Unbeweglichkeit verdeutlichte noch den Kontrast zur Diaspora der anderen, die es verstanden hatten, sich auf ein einziges Vorhaben zu konzentrieren, es mit einer Intensität zu verfolgen, die allein vielleicht schon dessen Erfüllung unvermeidlich machte. Lorca war jetzt ein Erfolgsautor mit zahllosen Premieren in Barcelona und Buenos Aires und erzählte jedem, der es hören oder auch nicht hören wollte, dass er einen Haufen Geld verdiente. Er sonnte sich mit einer fast kindlichen Schamlosigkeit in seinem Triumph, als wäre er nicht schon fast vierzig Jahre alt, mit diesen grellbunten Hemden, die im krassen Gegensatz zu seinem breiten Bauerngesicht standen, als würde er gar nicht merken, wie die Leute ihn ansahen, sich, körperlich abgestoßen, von ihm abwandten. Buñuel war Filmregisseur geworden, fuhr ein großes Auto und empfing Besucher mit einer Zigarre im Mund und den Füßen auf dem riesigen Schreibtisch seines Büros im obersten Stock eines ganz neuen Gebäudes auf der Gran Vía.

Der Erfolg begünstigte oder entschuldigte die Vergesslichkeit: Wenn Moreno Villa vor den Kinos die großen Plakate der Filme über andalusische Zigeuner und aragonesische Bauern mit breiten Leibbinden und schwarz umrandeten Augen sah, die Buñuel drehte, erinnerte er sich stets an die Boshaftigkeit, mit der dieser vor noch gar nicht langer Zeit Lorcas Zigeunerromane lächerlich gemacht hatte. Salinas häufte Professuren, Lehraufträge, Vorträge und Staatsstellen an, sogar solche, die ihm gefielen, wie man sich erzählte; Rafael Alberti und Maria Teresa León reisten auf Kosten der Republik nach Russland und ließen sich bei ihrer Rückkehr auf dem Oberdeck des Schiffes fotografieren, als wären sie Filmstars auf Welttournee, beide mit hochgereckten Fäusten, sie blond, in Pelze gehüllt, mit grellrot geschminkten Lippen wie eine russische Jean Harlow mit spanischem Puppengesicht. Der asketische Bergamín verließ seinen Dienstwagen gar nicht mehr. Er war einer der

Ersten, der einen hatte. Eines Morgens in den Anfangstagen der Republik, die nach etwas mehr als vier Jahren schon so unendlich weit zurückzuliegen schienen, war Moreno Villa unter den Bäumen des Paseo de Recoletos dahingeschlendert, als eine riesige schwarze Limousine mit volltönendem Hupen neben ihm hielt. Die Hintertür ging auf, und drinnen saß Bergamín, angetan mit einem Cut, eine Zigarette rauchend, und forderte ihn mit breitem Lächeln auf, einzusteigen. Nicht mehr lange, und Dalí war genauso reich und despotisch wie Picasso: Nie mehr würde er ihm, Moreno Villa, eine Postkarte voller Worte der Bewunderung und Dankbarkeit und orthografischer Fehler schicken, nie seinen Namen erwähnen, wenn er von den Meistern sprach, von denen er gelernt hatte, und wer der Erste gewesen war, der ihm Fotografien dieser neuen deutschen Porträtkunst gezeigt hatte, die mit einer erstaunlichen Technik und auf eine radikal moderne Weise Holbeins Realismus wiederbelebte. Auch Lorca würde nie eingestehen, was er ihm verdankte: Aber wer war der Erste gewesen, der neben die avantgardistische Poesie die Metrik der populären Romanzen gestellt hatte! Wer war zuerst in New York gewesen und hatte von dort eine Lyrik und Prosa mitgebracht, die dem Vibrieren dieser Stadt, dem Rattern der Hochbahnen und den Dissonanzen der Jazzorchester entsprach! Mit der größten Selbstverständlichkeit hatte Lorca einmal in der Residencia eine Rezitation mit Gedichten und Prosaimpressionen über New York abgehalten, sie mit Musikaufnahmen und Fotoprojektionen illustriert, ohne das offenkundige frühe Beispiel Moreno Villas, der in der ersten Reihe saß, auch nur mit einem Wort zu erwähnen.

Die Berühmtheit der anderen machte ihn unsichtbar. Am besten wischte man seine Existenz beiseite, damit sein Schatten sich nicht verräterisch auf die triumphierenden Gesichter seiner Schuldner legte. Wenn schon keine Berühmtheit, dann lie-

ber Rückzug. Gedichte schreiben in diesem seltsamen Konflikt zwischen Eifer und Lustlosigkeit aus dem Wissen, dass sie sich aus irgendeinem Grund dem Erfolg widersetzen. Nachforschungen anstellen im Archiv, das seit Jahrhunderten niemand mehr aufgesucht hatte, über das Leben von Zwergen und Hofnarren am düsteren Hof von Philipp IV., Karl II. Nicht an all die getane Arbeit denken und auch nicht an die ungewisse Zukunft seiner Malerei oder deren mutmaßlicher Ferne von jeder Moderne, die ihm zwar nichts bedeutete, die aber dennoch als Schmach an ihm zehrte nach all den Jahren, die er dem Malen gewidmet hatte, ohne die geringste Anerkennung zu ernten. Sich selbst nicht als Maler sehen: Erwartungen einschränken, das Sichtfeld. Sich auf das relativ einfache und doch auch unerschöpfliche Problem konzentrieren, diese Schale mit den paar Früchten auf einer kleinen Leinwand darzustellen.

Was aber, wenn er die Mittelmäßigkeit, in die er verbannt war, in Wirklichkeit verdiente? Vielleicht war es ja gar nicht so, dass Lorca verschwieg, was er ihm verdankte, sondern hatte seine Gedichte über New York schlicht nicht gelesen, und auch nicht den Prosaband über die Stadt, den er auf der Rückreise geschrieben und später in Fortsetzungen in der Zeitung *El Sol* veröffentlicht hatte, wo er auf einmütige Gleichgültigkeit gestoßen war (in Madrid schien sich kein Mensch für das Ausland zu interessieren; am Tag nach seiner Rückkehr aus New York ging er ins Café, schon ganz aufgereggt wegen all der Geschichten, die er würde erzählen müssen, und seine Freunde empfangen ihn, als wäre er gar nicht fort gewesen, stellten ihm keine einzige Frage).

Und wenn er einfach nur alt geworden war und – das war stets seine unangenehmste Vorstellung gewesen – alles mit Ressentiment vergällte? Juan Ramón Jiménez, der weit mehr Verdienste als er vorzuweisen hatte, war vergiftet von einer kleinlichen Verbitterung, die sich von der winzigsten eingebildeten oder tatsächlichen Unaufmerksamkeit nährte,



die man ihm angedeihen ließ, von jedem Splitter Anerkennung, der nicht für ihn gedacht war; ein trüber Schleier, der sein leuchtendes Talent überschattete. Wie erbärmlich musste es sein, wenn es einem nicht nur an Talent mangelte, sondern auch an Edelmut; wenn der Groll desjenigen, der alt wurde, gegen jene, die jünger waren, wie eine unheilbare Krankheit in einem steckte; die Qual, sich beleidigt zu fühlen durch das eifersüchtig beobachtete Glück anderer, die ihn gar nicht mehr wahrnahmen, ihn schon dadurch beleidigten, dass sie ohne sichtbare Anstrengung erreichten, was ihm, der es viel eher verdient hätte, verwehrt blieb!

Aber hätte er wirklich so sein wollen wie Lorca mit dessen nach Stierkampf und Folklore riechendem Erfolg, dessen Hingezogenheit zu Diplomatenempfangen und Einladungen in die Häuser von Herzoginnen? Waren seine heimlichen Vorbilder nicht eher Antonio Machado oder Juan Gris? Er konnte sich nicht vorstellen, dass Juan Gris Picasso den Triumph neidete, sich gekränkt fühlte von dessen obszöner Kraftmeierei und affenartiger Clownerie; von einem Maler, der Leinwände so schnell vollpinselte, wie er Frauen verführte und wieder sitzen ließ. Aber Juan Gris, vereinsamt und lungenkrank in Paris, schon nicht mehr nur im Schatten des anderen, sondern von ihm ausgelöscht, hegte wahrscheinlich tief in seinem Herzen eine Gewissheit, die ihm, Moreno Villa, fehlte; er hatte sich einer einzigen Leidenschaft hingegeben, wie ein Mystiker oder Asket allen Annehmlichkeiten der Welt entsagt, auf die er selbst nie würde verzichten wollen, so bescheiden sie sein mochten: das Beamtengehalt, die Zweizimmerwohnung in der Residencia, seine Maßanzüge, die englischen Zigaretten. Nein, es stimmte nicht, er hatte sich nicht aus der Welt zurückgezogen. Die Erleuchtung, die ihm fast zuteilgeworden wäre, als er die Schale mit den Früchten des Herbstes und die ebenso verführerische wie ordinäre Gestaltung einer Illustrierten betrachtete, ging an ihm vorbei, weil er die for-

dernde Disziplin der genauen Beobachtung nicht aufbrachte, die Wachsamkeit, die seinen Blick geschärft und seine Hand sicher über das weiße Papier des Zeichenblocks geführt hätte. Jemand kam über den Flur, schritt mit einer fast rücksichtslosen Entschlossenheit aus, klopfte an die Tür, und obwohl es sich nur um einen kurzen Besuch handeln würde, war der Moment konzentrierter Andacht, jener gehante Zustand der Gnade für ihn unwiederbringlich verloren.

»Herein«, sagte er ergeben, im Grunde jedoch erleichtert durch die Unterbrechung, den Fettstift mit der dicken cremigen Spitze noch in der Hand, dicht über der Oberfläche der Leinwand.

Ignacio Abel brach in die Stille des Zimmers ein, brachte die Hetze der Straße, des rührigen Lebens mit, als hätte er mit dem Öffnen der Tür einen kalten Luftzug hereingelassen. Mit einem Blick, der Moreno Villa nicht entging, hatte er die Unordnung im Zimmer erfasst, das niemand aufräumte, ein Zwischending zwischen Maleratelier und Gelehrtenbibliothek und auch Junggesellenbau mit an den Wänden lehrenden Bildern und Stapeln von Zeichenblättern auf dem Boden, Lappen voller Farbflecken, Ansichtskarten wild durcheinander an die Wände geheftet. Ignacio Abels Anzug mit der weit geschnittenen Hose und dem doppelreihigen Jackett, seine Seidenkrawatte, die glänzenden festen Schuhe und die teure Armbanduhr machten ihm die Armseligkeit des eigenen Äußeren bewusst: das fleckige Hemd und die Filzpantoffeln, die er zum Malen angezogen hat. Moreno Villa, der vielleicht zu viel Zeit in seinem Leben mit jüngeren Leuten verbracht hatte, tröstete jedoch, dass Ignacio Abel etwa seines Alters war, und vor allem, dass er sich nicht bemühte, jünger zu erscheinen. Aber er kannte ihn nur flüchtig: Er gehörte auch zur Welt der anderen, derer, die Karriere gemacht hatten und an Projekten arbeiteten, die die Dinge mit einer praktischen Energie anzugehen wussten, die er nie besessen hatte.

»Sie haben gearbeitet, und ich breche hier einfach so ein.«

»Keine Sorge, mein Freund Abel, ich war den ganzen Nachmittag allein hier, da kommt mir ein kleiner Schwatz gerade recht.«

»Ich werde Sie nur ein paar Minuten stören ...«

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr, als wolle er die exakte Zeit bemessen, die er zu bleiben gedachte. Er breitete einige Papiere auf dem Tisch aus, von dem Moreno Villa die Früchteschale herunternahm, die der Architekt mit einem raschen, interessierten Blick gestreift hatte, dem ein weiterer kurzer Blick in Richtung der so gut wie noch weißen Leinwand gefolgt war, auf der die einzige Frucht mehrerer Stunden träger Betrachtung einige wenige konturierende Striche waren. Ein aktiver Mann, der einen Terminkalender konsultierte und Telefonate führte, der ein Auto fuhr und zehn Stunden täglich am Bau der Universitätsstadt arbeitete, der vor Kurzem eine Markthalle und eine Volksschule fertiggestellt hatte. Er fragte nach Einzelheiten: wie lange sein Vortrag dauern sollte, welcher Projektor für die Fotos eingesetzt würde, wie viele Plakate gedruckt worden waren, wie viele Einladungen verschickt. Moreno Villa beobachtete ihn von seinem Ufer einer langsameren Zeit, improvisierte Antworten über Dinge, die er nicht wusste oder über die er noch gar nicht nachgedacht hatte.

Um von einer keineswegs vielversprechenden Herkunft dorthin zu gelangen, wo er jetzt war, hatte es für Ignacio Abel einer außergewöhnlichen Entschlusskraft bedurft, einer moralischen und körperlichen Energie, die sich in seinen Bewegungen widerspiegelte, vielleicht sogar in seiner um eine Spur übertriebenen Herzlichkeit, als erwäge er jederzeit und vor jedem den praktischen Wert, lebenswürdig zu wirken. Moreno Villa hatte sich vielleicht nie übermäßig anstrengen müssen, daher sein Hang zum Phlegma, daher auch die Leichtigkeit, mit

der er ein Vorhaben aufgab und sich einem anderen zuwandte oder sich einfach geschlagen gab; Überdruß des Erben einer mäßigen Stellung, die ihm jedoch ein Leben erlaubt, das ihm nichts anderes abverlangt, als keine hohen Ansprüche zu stellen und sich in einer schläfrigen Trägheit einzurichten, der Willenlosigkeit ländlichen spanischen Mittelstands. Er betrachtete die goldene Armbanduhr, die Hemdmanschetten Ignacio Abels, die Kappe des Füllfederhalters in der Brusttasche der Jacke neben der Spitze eines weißen Taschentuchs mit aufgestickten Initialen. Er habe vorteilhaft geheiratet, hatte er jemand sagen hören in diesem Madrid, in dem nichts verborgen blieb. Er hatte eine Frau geehelicht, die etwas älter war als er, Tochter eines einflussreichen Mannes. In Moreno Villas Zimmer nahm er einen Raum ein, der den seiner physischen Präsenz weit übertraf: die Aktenmappe aus weichem Leder, prall gefüllt mit Papieren, die dringende Lösungen anmahnten, mit Plänen von Gebäuden, die in diesem Moment draußen hochgezogen wurden, die goldenen Manschettenknöpfe seines maßgeschneiderten Hemdes; immer noch voller Energie nach vielen Stunden Arbeit, klingelnder Telefone und kurzer Gespräche, resoluter Entscheidungen, knapper Anweisungen, die tatsächliche Auswirkungen auf das Tun anderer Menschen hatten und auf das Aussehen, das diese neue, moderne Stadt annehmen würde, die aus dem Nichts am anderen Ende von Madrid entstand.

Ich kann mir leicht vorstellen, wie diese beiden Männer sich unterhalten, höre die beiden Stimmen in dem Zimmer, in dem das Licht der hinter den Dächern der Stadt verschwundenen Nachmittagssonne allmählich verblasst. Sie sind nicht gerade Freunde, denn keiner von beiden ist übermäßig gesellig, aber sie eint eine vage äußere Ähnlichkeit, beide haben einen Sinn für Förmlichkeit und Würde, nur dass Ignacio Abel etwas jünger wirkt. Sie sitzen sich, worüber Moreno Villa erleichtert ist, da ihn heutzutage jeder Dahergelaufene Pepe nennt oder gar Pepito und ihn damit in dem Verdacht bestärkt, seine Jugend verloren

zu haben, ohne dafür mit einem Mehr an Respekt entschädigt worden zu sein. Dazu muss er unentwegt vergleichen, dagegen ist er machtlos: nicht nur seine verschlissene, farbfleckige Bekleidung mit dem Anzug von Abel, die straffe, aufrechte Haltung des anderen, während er Zeichnungen und Fotos auf dem Tisch ausbreitet, mit der eigenen Zusammengesunkenheit eines alten Mannes in dem Sessel, der schon seinem Vater gehört hat; er denkt auch daran, dass er in zwei mehr oder weniger geborgten Zimmern haust, während Ignacio Abel eine Neubauwohnung im Salamanca-Viertel besitzt, Vater von zwei Kindern ist, während er höchstwahrscheinlich nie eines haben wird, und dass die Ergebnisse der Arbeit des anderen einen unverrückbaren und unbestreitbaren Platz in der Welt haben.

»Und was werden Sie machen, wenn die Universitätsstadt fertig ist?«

Ignacio Abel, von der Frage aus dem Konzept gebracht, brauchte eine Weile für seine Antwort.

»Ehrlich gesagt, habe ich darüber noch nicht ernsthaft nachgedacht. Ich weiß, es gibt ein Datum, und ich will den Termin einhalten, aber gleichzeitig kann ich es noch gar nicht glauben.«

»Die politische Lage ist nicht gerade beruhigend.«

»Auch daran denke ich lieber nicht. Natürlich wird es Verzögerungen geben, da mache ich mir keine Illusionen, sosehr mich Dr. Negrín auch in Sicherheit wiegen will. Alles wird später fertig werden. Nichts kommt so, wie es geplant war. Sie wissen, was Sie auf diese Leinwand malen wollen, aber in meiner Arbeit ist die Ungewissheit sehr viel größer. Bei jedem Ministerwechsel oder Bauarbeiterstreik kommt alles zum Stillstand, danach wieder anzufangen ist umso schwerer.«

»Sie haben Baupläne und die Modelle von den Gebäuden. Ich weiß nicht, wie dieses Bild einmal aussehen wird; wenn ich es überhaupt male.«

»Das Vorbild hilft Ihnen nicht weiter? Es ist beruhigend, diese Früchte anzusehen, die Sie da vor sich stehen haben, die Glasschale.«

»Aber wenn Sie genau hinsehen, verändern sie sich ständig. Sie sehen schon nicht mehr so aus, wie als Sie hereingekommen sind. Die alten Stillebenmaler haben gern einen Fleck auf das Obst gemalt, vielleicht sogar ein Loch, aus dem ein Wurm herauschaut. Sie wollten zeigen, dass Vollsaftigkeit falsch oder vergänglich ist und die Fäulnis schon ihre Wirkung entfaltet.«

»Sagen Sie nicht so was, Moreno.« Ignacio Abel lächelte auf seine flüchtige, förmliche Art. »Ich will nicht morgen auf die Baustelle kommen und daran denken, dass ich sechs Jahre Arbeit investiert habe, um künftige Ruinen zu bauen.«

»Sie haben Glück, mein Freund Abel. Mir gefällt das, was Sie tun, was man in den Architekturzeitschriften von Ihnen sieht, und diese neue Markthalle, die Sie in der Calle Toledo gebaut haben. Ich bin da einmal vorbeigekommen und bin hineingegangen, nur um sie von innen zu sehen. So neu, so voller Leute, mit diesen starken Gerüchen, Obst, Gemüse, Fleisch, Fisch, Gewürze. Sie machen Sachen, die so formvollendet sein können wie eine Skulptur und gleichzeitig praktisch sind und den Leuten in ihrem täglichen Leben nützen. Die Verkäufer, die ihre Ware ausrufen, und die Frauen, die sie bei ihnen kaufen, haben sich in dem, was Sie gebaut haben, wohlfühlt, ohne darüber nachzudenken. Ich wollte Ihnen an dem Tag einen Brief schreiben. Aber Sie wissen ja, man nimmt sich etwas vor, und dann tut man es doch nicht. An Zeitmangel kann es in meinem Fall nicht liegen, werden Sie denken.«

»Moreno, ich glaube, Sie gehen zu hart mit sich selbst ins Gericht.«

»Ich sehe die Dinge, wie sie sind. Ich habe geübte Augen.«

»Die Physiker behaupten, dass die Dinge, die wir zu sehen glauben, nichts mit der wahren Struktur der Materie zu tun

haben. Dr. Negrín zufolge unterscheiden sich die Schlussfolgerungen Max Plancks gar nicht groß von dem, was Platon gedacht hat oder unsere Mystiker des Goldenen Zeitalters. Die Wirklichkeit, wie Sie und ich sie sehen, ist eine Sinnestäuschung...«

»Sehen Sie Negrín häufiger? In sein altes Forschungslabor kommt er gar nicht mehr.«

»Ob ich ihn sehe? Sogar in meinen Träumen. Er ist mein Albtraum. Der einzige Spanier, der seine Arbeit ernst nimmt. Er hat seine Augen überall, kennt jeden Backstein, den wir verbaut, jeden Baum, den wir gepflanzt haben. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ruft er mich im Büro oder zu Hause an. Meine Kinder machen sich schon über mich lustig. Sie haben sich sogar ein Liedchen ausgedacht: *Ring, ring, / Wer da? / Dr. Negrín*. Wenn er unterwegs ist und kein Telefon zur Hand hat, schickt er mir ein Telegramm. Jetzt hat er das Flugzeug entdeckt, da gibt es keine Grenzen mehr. Von den Kanaren aus hält er mir morgens um acht per Unterseekabel einen Vortrag, und um fünf Uhr nachmittags kommt er direkt vom Flugplatz in mein Büro. Er ist ständig in Bewegung. Wie eines dieser Partikelchen, von denen er immer redet, denn zu allem anderen liest er ja auch noch unablässig diese deutschen Wissenschaftszeitschriften, als wäre er immer noch mit den Forschungen in seinem Labor beschäftigt. Man kann entweder wissen, wo Dr. Negrín in einem bestimmten Moment ist, oder wohin er unterwegs ist, aber nicht beides gleichzeitig...«

Aber es war spät geworden: In der zunehmenden Dämmerung wurden die beiden Stimmen unverständlicher und waren zugleich näher beieinander, wie die beiden Gestalten, zwei Schattenrisse jetzt, sich angleichend im schwindenden Licht, das die Einzelheiten verwischt, eine der anderen zugeneigt, getrennt durch den Tisch, auf dem die Obstschale steht und den das wenige Restlicht nicht mehr erreicht, das durchs Fens-

ter hereindringt, während es das Weiß der kleinen Leinwand auf der Staffelei, durchbrochen von ein paar konturierenden Strichen, aber hervorhebt. Moreno Villa knipst die Lampe an, die neben seinem Bürosessel steht – auch die Lampe und der kleine Rauchtisch gehören zu dem wenigen Mobiliar, das er aus Málaga mitgebracht hat, Reliquien aus dem alten Haus seiner Eltern –, und als das elektrische Licht die Gesichter beleuchtet, ist der vertrauliche, von feiner Ironie getragene Ton, zu dem die Stimmen übergegangen waren, dahin. Ignacio Abel schaut nun unverhohlen auf seine Armbanduhr, auf die er vorher ein- oder zweimal einen verstohlenen Blick geworfen hat. Er muss jetzt los, gerade ist ihm wieder eingefallen, dass heute der Tag des hl. Michael ist und er, wenn er sich beeilt, noch rechtzeitig kommt, um seinem Sohn ein Geschenk zu kaufen, eines dieser Flugzeuge oder Dampfer aus bemaltem Blech, die er immer noch so liebt, obwohl er ja eigentlich kein kleines Kind mehr ist, vielleicht auch eine elektrische Eisenbahn, aber keine mit einer alten Dampflokomotive, sondern einen Schnellzug mit so einer stromlinienförmigen Lok, die an einen Schiffsbug oder eine Flugzeugnase erinnert. Oder eine komplette Cowboyausstattung; was allerdings heißen würde, dass er der Tochter ein Indianerkleid kaufen müsste, auch nur dem Jungen zu Gefallen, denn im Unterschied zu ihrem Bruder will sie möglichst nicht mehr als Kind angesehen werden, obwohl Miguel alles tut, um das zu verhindern, als wolle er ihr Wachstum hinauszögern, sie so lange wie möglich in der gemeinsamen Kindheit festhalten. Ignacio Abel verstaut seine Papiere und die Fotografien mit Beispielen spanischer Volksarchitektur in seiner Aktentasche, drückt Moreno Villa die Hand und hat den Kopf dabei etwas abgewendet, als wäre er schon gar nicht mehr ganz da. Moreno Villa ist zu träge, um aufzustehen und ihn zur Tür zu begleiten, sitzt tief in seinem Sessel versunken, will vielleicht auch nicht, dass der andere seine farbverschmierte Hose und die Filzpantoffeln sieht.



»Sie haben mir immer noch nicht gesagt, was Sie zu tun gedenken, wenn die Universitätsstadt fertig ist«, sagt er.

»Ich sage es Ihnen, wenn ich Zeit gefunden habe, darüber nachzudenken«, antwortet Ignacio Abel und mildert mit einem flüchtigen Lächeln die wiedergewonnene Anspannung eines überaus beschäftigten Mannes.

Die Tür fällt ins Schloss, und die energischen Schritte verklingen auf dem Flur, in die Stille des Zimmers dringen jetzt wieder die fernen Geräusche der Stadt und die näheren der Residencia, von den Sportplätzen, von denen immer noch vereinzelt Rufe von Spielern, denen es über ihr Spiel oder Training dunkel geworden ist, und die Pfliffe der Schiedsrichter herüberschallen. Noch näherbei, obwohl er nicht feststellen kann, woher genau, hört Moreno Villa Fetzen von Klaviermusik, die von anderen Geräuschen überlagert wird und dann aufs Neue an sein Ohr dringt; ein Lied, das die zwar von Schmerz, aber noch nicht ganz von Wehmut freie Erinnerung an ein rothaariges Mädchen zurückbringt, von dem er sich vor über sechs Jahren in New York für immer verabschiedet hat.

4 Kaum hat er sich gegen die Rücklehne der Sitzbank sinken lassen, da überfällt ihn der Zweifel. Und wenn er doch den falschen Zug genommen hat? In dem Maße, wie der Zug Fahrt aufnimmt, weicht die kurze Erleichterung Ignacio Abels einer zunehmenden Besorgnis. Ich sehe die unwillkürliche Bewegung der rechten Hand, die offen auf einem Oberschenkel ruhte und sich nun krümmt, um nach der Fahrkarte zu suchen; die Hand, die immerzu wühlt, erkundet, erkennt, gelenkt von der Angst, etwas vergessen zu haben; die über das kratzige Gesicht mit dem unangenehmen Stoppelbart streicht, über den verschlissenen Hemdkragen und sich dann leicht zitternd schließt, wenn das Gesuchte endlich gefunden ist; die Hand, die so lange keinen Menschen mehr berührt, das gewohnte Gefühl von Judith Bielys zarter Haut verloren hat.

Auf einem anderen Gleis sieht er einen Zug stehen, der genauso aussieht wie der, in dem er sitzt, und der vielleicht der ist, den er hätte nehmen müssen. Innerhalb eines Sekundenrucks wird die Besorgnis zur panischen Angst. Beim geringsten Aufkeimen von Bedrohlichkeit spannen sich seine erschöpften Nerven sofort bis zum Zerreißen an. Jetzt findet er seine Fahrkarte nicht. Er sucht in seinen Taschen und erinnert sich nicht, dass er sie kurz zuvor in die Briefftasche gesteckt hat, damit sie ihm nicht zufällig mit irgendwelchen anderen Dingen, die er hervorzieht, zwischen die Finger gerät und unbemerkt zu Boden fällt – Hosentaschen, Jackentaschen, Manteltaschen: Schlupfwinkel winziger, nutzloser Gegenstände, harter Brotkrümel, kleiner Münzen aus verschiedenen Ländern. Er

berührt den Rand der Ansichtskarte, die er nicht abgeschickt hat. Irgendwo in den Tiefen einer Tasche klimpern die nutzlos gewordenen Schlüssel seiner Wohnung in Madrid. Seine Finger streifen das Telegrammpapier, eine Ecke des Umschlags, in dem sich der Brief seiner Frau befindet. *Ich weiß du willst gar nicht hören was ich dir alles zu sagen habe.* Als er schließlich die Briefftasche aufklappt und sein Blick auf die Fahrkarte fällt, verbindet sich sein tiefer Seufzer der Erleichterung mit der plötzlichen Erkenntnis, dass er wieder Opfer einer optischen Täuschung geworden ist: Der Zug, der sich in Bewegung gesetzt hat, ist der auf dem anderen Gleis, der genauso aussieht wie seiner und aus dem einige Sekunden lang ein Fremder zu ihm herübergeschaut hat. Noch ist also Zeit, sich zu vergewissern. Ein schwarzer Gepäckträger schleppt einen Koffer durch den Gang, und Ignacio Abel geht zu ihm und zeigt ihm seine Fahrkarte, versucht, einen Satz zu formulieren, der ihm schon klar vor Augen stand, sich jedoch zwischen Stimmbändern und Lippen verheddert, als er ihn aussprechen will. Der Dienstmann reibt sich mit einem Taschentuch, so rot wie seine Dienstmütze, den Schweiß von der Stirn und antwortet etwas, das recht einfach sein muss, das Ignacio Abel aber zunächst nicht versteht, was zum einen an der schleppenden, nasalen Aussprache liegt und zum anderen daran, dass der Schwarze beim Sprechen kaum die Zähne auseinanderkriegt. Seine Geste ist aber ebenso eindeutig wie sein erschöpftes, freundliches Lächeln, und etwas verspätet, wie ein Donner, der einem Blitz nachfolgt, dringt jedes einzelne Wort, das er gehört hat, in sein Bewusstsein vor: *You can be damn sure you're on your way up to old Rhineberg, Sir.*

Die Fahrkarte gehört zu diesem Zug und nicht zu dem anderen. Er hat es zwar gewusst, aber die Panik hört ja nicht auf den Verstand: Wie ein Eindringling hat sie sich der Handbewegungen bemächtigt, den Herzschlag beschleunigt, die

Brust beenzt; der Eindringling, der, eingekapselt wie ein Parasit, die großenteils leere Schale seiner früheren Existenz bewohnt, in die jemals wieder zurückkehren zu können er nicht mehr glaubt. Wer wird das Zerstörte wieder aufbauen, das Zusammengesunkene aufrichten, das zu Staub und Asche Zerfallene restaurieren. Verfaultes Menschenfleisch unter der Erde: Was würde sich daraus erheben, wenn die Trompeten der Wiederauferstehung erschallen. Wer wird die Worte auslöschen, die gesprochen und geschrieben wurden und zu Verbrechen ermutigt haben, die nicht nur hingenommen und sogar verklärt, sondern auch notwendig geworden und kaltblütig gerechtfertigt worden sind. Wer wird die Tür öffnen, an der jetzt niemand mehr klopft und Zuflucht erfleht. Unendlich langsam, aber dennoch wahrnehmbar dringen die Geräusche vom Ohr zu den Schaltstellen des Gehirns vor, die sie in Wörter umwandeln. Er setzt sich wieder, atmet tief durch, das Gesicht an die Fensterscheibe gedrückt, den Blick auf den unterirdischen Bahnsteig gerichtet, ein leichtes Stechen in Herznähe, erleichtert, wartend. Vor seinem geistigen Auge zeigen zwei Uhren zwei verschiedene Stunden an, wie zwei ungleiche Pulse, die er spürte, wenn er auf zwei unterschiedliche Körperstellen drückte. Es ist vier Uhr nachmittags und zehn Uhr abends. In Madrid ist es schon seit mehreren Stunden stockfinster, und in den menschenleeren Straßen gibt es kein anderes Licht als das schwache Glühen einiger Laternen mit blau bemaltem Glas oder die Scheinwerferkegel eines Autos, das plötzlich mit quietschenden Reifen um die Ecke biegt und mit hoher Geschwindigkeit vorbeirast; ein Auto, dem man mit dicken Pinselstrichen weiße Lettern auf das schwarze Blech der Türen oder der Karosserie gemalt und zum lächerlichen Schutz Matratzen aufs Dach gezurrt hat, aus den Fenstern ragen Gewehrläufe, und vielleicht sieht man das bleiche Gesicht eines Menschen, dem die Hände gefesselt sind und der weiß, dass ihn der Tod erwartet (bei ihm selbst hatten

sie nicht einmal daran gedacht, sie zu fesseln; so folgsam war er, dass sie es wohl nicht für nötig gehalten hatten).

Im Wochenendhaus in den Bergen, in dem seine Kinder vielleicht noch wohnen, wird man das trockene Knacken des Pendels und des Uhrwerks der Wanduhr hören, die immer nachgeht. In den Guadarrama-Bergen sind die Nächte kalt, und der Erde entsteigt ein Geruch von Feuchtigkeit und faulendem Laub und Piniennadeln. Über der verdunkelten Stadt zeigte sich in den ersten klaren Herbstnächten, vor einigen Wochen erst, ein vergessener Glanz am Himmel, das strahlende Leuchten der Milchstraße, bei deren Anblick Ignacio Abel ein kindliches Schauern überlief, da er sich an ein Madrid vor der Zeit von elektrischen Straßenlaternen und Strömen gleißender Autoscheinwerfer erinnern konnte. Mit dem Krieg kehrten die Schatten und Schrecken archaischer Nächte aus Märchenbüchern in die Stadt zurück. Als Kind erwachte er in seinem winzigen Zimmer im Kellergeschoss, von dem er durch ein vergittertes Fensterchen auf den Gehweg schaute und das trübe, gelbliche Licht der Gaslaternen sah, auf dem Straßenpflaster die Schritte des Nachtwächters und die Schläge seines mit einer Eisenspitze beschlagenen Stockes hörte, die langsamen, Furcht einflößenden Schritte des schwarzen Mannes und der Kinderräuber aus den Märchen. Jahre später waren Schritte und Schläge im verdunkelten Madrid aufs Neue Boten der Angst: das Geräusch des Fahrstuhls mitten in der Nacht, von Stiefelabsätzen auf dem Flur, von Gewehrkolbenschlägen gegen die Tür, die in der Brust als rasender Herzschlag widerhallten, so verstörend, als schlugen zwei Herzen zur selben Zeit. Ignacio, um Himmels willen, mach auf, sonst bringen sie mich um.

Jetzt setzt sich der Zug mit sanften, energischen Stößen in Bewegung, langsam zunächst, machtvoll und majestätisch, mit der gebremsten Kraft seiner Elektrolok, und gewährt ihm das unversehrte Glücksgefühl jedes Beginns einer Reise, die vollkommene Sorglosigkeit der nächsten zwei Stunden, in denen

ihm nichts Unvorhergesehenes zustoßen kann. Eine Zukunft zu haben, wenn auch nur eine kurze, in der er nicht auf einen Schrecken gefasst sein muss, ist ein Geschenk, das er zu würdigen gelernt hat bei den wenigen Gelegenheiten, an denen es ihm in den letzten Monaten zuteilgeworden ist. Dasselbe, aber noch intensiver, hatte er im Hafen von Saint Nazaire empfunden, als die S. S. Manhattan sich vom Kai löste und mit dem dumpfen Tuten ihres Nebelhorns die Luft erzittern ließ wie das Stampfen der Maschinen die Metallplatten unter seinen Füßen. Seine Hände umklammerten das Geländer der Reling wie das eines Balkons in großer Höhe, von dem er die mit Taschentüchern winkenden Gestalten auf der Landungsbrücke immer kleiner werden sah. Damals verspürte er nicht so sehr die praktische Freude, entkommen zu sein, sich unwiderruflich auf dem Weg nach Amerika zu befinden nach all den Verzögerungen, den vielen Tagen, die er in unablässiger Angst oder einfach nur gefangen in der Stumpfheit eines Wartens ohne vorhersehbares Ende verbracht hatte, als vielmehr das reine Zuendegehen der unmittelbaren Vergangenheit. Noch bewusster war ihm der Schwebezustand der unmittelbaren Zukunft, denn Spanien und Europa blieben hinter ihm zurück, und vor sich hatte er sechs oder sieben Tage einer unbezahlbaren Gegenwart, in der er zum ersten Mal seit Langem gegen nichts mehr kämpfen, nichts mehr fürchten und keine einzige Entscheidung mehr fällen musste. Das war alles, was er wollte: an Deck in einem Liegestuhl liegen, aufs Meer blinzeln, alles Denken aus seinem Geist verbannt, der jetzt so rein und leer war wie der Horizont des Meeres.

Er war ein Passagier der zweiten Klasse wie jeder andere, relativ gut gekleidet noch, wenngleich er durch die Tatsache, dass er nur einen einzigen und nicht besonders großen Koffer mit sich führte, ein wenig aus der Rolle fiel. War jemand wirklich vertrauenswürdig, der mit so leichtem Gepäck auf eine so

weite Reise ging? »Sie könnten an der Grenze Schwierigkeiten bekommen, so viele Dokumente Sie auch vorweisen können«, hatte Negrín am Vorabend seiner Abreise mit gewohnt traurigem Spott und einem vor Erschöpfung und Schlafmangel aufgedunsenen Gesicht zu ihm gesagt, »also reisen Sie lieber mit wenig Gepäck, falls Sie über die grüne Grenze nach Frankreich müssen. Sie wissen ja, in unserem Land ist nichts mehr sicher.«

Mit dem Ablegen des Dampfers blieben die Wundmale des Krieges, das Pesthaus Europa zurück, zumindest vorübergehend. Über die Erleichterung der Abreise verschwamm die Erinnerung daran wie eine verwässernde Tintenschrift, von der nur noch blasser Flecken auf dem weißen Papier zurückbleiben. An der französischen Grenze war der Krieg immer noch sehr nahe gewesen, in den Cafés und den billigen Hotels von Paris, wo sich die Spanier trafen wie Kranke mit einer unaussprechlichen Infektion, die ihnen vielleicht etwas weniger schrecklich vorkam, wenn sie sie miteinander teilten. Geflohene Spanier von hier oder dort, auf der Durchreise nach wer weiß wo, mehr oder weniger offiziell mit zweifelhaften Missionen in Paris betraut – um Waffen zu kaufen, oder um in der Presse vorteilhafte Berichte über die republikanische Sache zu lancieren – und daher über ungewöhnliche Geldbeträge verfügend; um Radios geschart, um eine Nachrichtensendung zu entziffern, aus der sie Namen von Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder von spanischen Städten heraushörten; auf die Abendzeitungen wartend, in denen der Name Madrid in einer Überschrift so gut wie nie auf der Titelseite erschien. Sie diskutierten lautstark mit Fäusten, die auf die marmornen Tischplatten knallten, und fuchtelnden Armen, die den Zigarettenqualm in der Luft verwirbelten, ohne Gefühl für die Stadt, in der sie sich befanden, als wären sie in einem Café in der Calle de Alcalá oder der Puerta del Sol, als sähen sie das Nächstliegende nicht, die wohlhabende, angstfreie Stadt des

Lichts, in der ihr Krieg nicht existierte, sie selbst nichts waren, Fremde wie alle anderen, nur lauter, mit schwärzeren Haaren und dunkleren Gesichtern, heiseren Stimmen und kehligen Lauten, als sprächen sie irgendeinen balkanischen Dialekt.

In den beiden Nächten, die er in einem Pariser Hotel verbringen musste, während er auf sein Transitvisum und seine Schiffspassage nach Amerika wartete, unternahm Ignacio Abel alles Denkbare, um bloß keinem Bekannten zu begegnen. Bergamín war in Paris, hatte man ihm gesagt, in einem nicht näher bezeichneten kulturellen Auftrag, der möglicherweise auch den Kauf von Waffen oder die Rekrutierung von ausländischen Freiwilligen beinhaltete. Bergamín musste immer da sein, wo es möglichst geheimnisvoll zuing. Und wahrscheinlich wohnte er in einem besseren Hotel. Das, in welches Ignacio Abel mit einem anhaltenden Gefühl tiefen Unbehagens eingezogen war, beherbergte hauptsächlich Huren und Ausländer, Abschaum aus ganz Europa, unter dem die lärmenden Spanier unfehlbar herauszuhören waren, stets unter sich und doch, ohne dass sie es merkten, den anderen immer ähnlicher, denen, die ihre Länder schon vor längerer Zeit verlassen hatten, die keine Heimat mehr hatten, in die sie zurückkehren konnten, Staatenlose mit dem Nansenpass des Völkerbundes, die sich nicht in Frankreich niederlassen durften, die aber auch kein anderes Land haben wollte: deutsche Juden, Rumänen, Ungarn, Antifaschisten aus Italien, mutlose Russen, die sich mit der Verbannung abgefunden hatten oder sich in hitzigen Debatten über ihr immer unwahrscheinlicheres Vaterland verstrickten, jeder in seiner Sprache und der ihm eigenen Art, schlecht Französisch zu sprechen, allen gemeinsam die Aura des Fremdseins, die Ungewissheit ihrer Papiere und das endlose Warten auf die Erledigung irgendeiner letzten Formalität, die groben Unverschämtheiten der Hotelbediensteten, denen sie ausgesetzt waren, die gewalttätigen Razzien der Polizei. Der gültige Reisepass mit dem amerikanischen Visum und



die Passage auf der S. S. Manhattan befreiten Ignacio Abel von jedem unangenehmen Verdacht, auch eine jener umherirrenden Seelen zu sein, denen er im engen Durchgang zur Toilette begegnete oder die er durch die papierdünne Wand seines Zimmers stöhnen oder Worte in ihren unverständlichen Sprachen murmeln hörte.

Professor Rossmann hätte einer von ihnen sein können, wenn er, im Frühjahr 1935 aus Moskau zurückkehrend, mit seiner Tochter in Paris geblieben wäre, anstatt sein Glück in der spanischen Botschaft zu versuchen, wo ihm die für Aufenthaltsgenehmigungen zuständigen Beamten wohlwollender oder nachlässiger oder bestechlicher vorgekommen waren als die französischen. Einmal während dieser Tage in Paris glaubte Ignacio Abel ihn von ferne zu sehen, mit beiden Armen seine schwarze Aktentasche umklammernd oder mit seiner Tochter, die größer war als er, am Arm, als besäße er immer noch sein erstes Leben, als sei es nicht durch jenes andere ausgelöscht worden, das ihn nach Madrid in die umherirrende Not und den allmählichen Verlust seiner Menschenwürde und zuletzt in eine Blechwanne des Leichenschauhauses geführt hatte. Wäre er in Paris geblieben, würde Professor Rossmann heute in einem dieser Hotels wohnen, mit dumpfer Hartnäckigkeit Botschaften und Konsulate aufsuchen, immer lächelnd und den Hut ziehend, wenn er sich einem Schalter näherte, auf ein Visum für die Vereinigten Staaten oder Kuba oder irgendein südamerikanisches Land warten und so tun, als verstünde er nicht, wenn ein Schalterbeamter hinter seinem Rücken *sale boche, sale métèque* zu ihm sagte.

Jetzt wartet Professor Rossmann auf nichts mehr, liegt mit mehreren Dutzend hastig mit Kalk bestreuter Leichen in einem Massengrab in Madrid, ohne Grund und ohne Schuld dahingerafft von der mittelalterlich anmutenden Plage des spanischen Todes, der mit den modernsten und den primitivsten Mitteln unter

die Leute gebracht wurde, mit Mauser-Gewehren, Maschinenpistolen und Brandbomben, aber auch mit den uralten Waffen der Vorfahren, mit Messern, Musketen, Jagdflinten, Saufedern, Steinschleudern und den Kieferknochen von Tieren falls nötig, mit dröhnenden Flugzeugen und wiehernden Maultieren, mit Rosenkränzen und Kreuzen und roten Fahnen, mit aus Radio-lautsprechern wogenden Hymnen und Gebeten. In abgelegenen Cafés und schäbigen Hotels in Paris wurden von spanischen Emissären beider Seiten Waffenkäufe eingefädelt, um ihre Mitmenschen schneller und wirksamer ins Jenseits befördern zu können. Inmitten dieses spanischen Todesreigens erschien Ignacio Abel das bleiche Gesicht von Professor Rossmann, im Traum ebenso wie am helllichten Tag, ließ ihn vor Scham erschauern und verursachte ihm Brechreiz, wie als er unter der unbarmherzigen Sonne eines Sommermorgens zum ersten Mal einen Toten auf der Straße liegen sah.

Wenn er in dem billigen Restaurant, in dem er in Paris zu essen pflegte, eine auf Spanisch geführte Unterhaltung in seiner Nähe hörte, setzte er ein unbeteiligtes Gesicht auf und versuchte, nicht hinzusehen, als würde er dadurch der Ansteckung entgehen. In den spanischen Zeitungen war der Krieg ein täglicher Aufschrei in riesigen Lettern, triumphalen und kolossal übertriebenen Schlagzeilen, hastig auf schlechtes Papier gedruckt, ein paar Seiten voller Falschmeldungen über siegreiche Schlachten, während der Feind schon auf Madrid marschierte. In den Pariser Zeitungen, ernst und eintönig wie brave Bürgerhäuser und eingeklemmt in Zeitungshaltern aus poliertem Holz im komfortablen Halbdunkel der Cafés, war der Krieg in Spanien eine exotische und zumeist zweitrangige Angelegenheit, eine Nachricht hier und da von der Barbarei in einer fernen, primitiven Weltgegend. Er erinnerte sich an die Schwermut seiner ersten Reisen außerhalb des Landes, das Gefühl von einem Zeitsprung, kaum dass er die Grenze passiert hatte. Wieder fühlte er die Scham, die er als junger

Mann empfunden hatte, wenn er in einer französischen oder deutschen Zeitung Bilder von Stierkämpfen sah, Schindmähren mit von spitzen Hörnern aufgerissenen Bäuchen, die sich mit zuckenden Beinen in einem Sumpf aus Blut, Sand und Gedärmen wälzten; Stiere mit heraushängender Zunge, denen das Blut aus dem Maul schoss, den Degen im Nacken, der nach mehreren misslungenen Todesstößen einem Blutacker glich. Jetzt waren es keine toten Stiere oder Pferde, die er auf Fotos in den Pariser Zeitungen sah oder in den Wochenschauen eines Kinos, in dem er vor Sehnsucht nach Judith Bielys Nähe verging, nach ihren Händen im Halbdunkel, ihrem Atem an seinem Ohr, ihren nach Lippenstift und leicht nach Tabak schmeckenden Küssen; jetzt waren es Menschen, die sich gegenseitig umbrachten, Leichname wie Abfall in Straßengräben geworfen, Arbeiter in weißen Hemden und Baskenmützen, mit erhobenen Händen wie Vieh von uniformierten Reitern zusammengetrieben, schwarzen Soldaten in grotesken Uniformen, die sich grausam, angeberisch oder mit kindischer Begeisterung gebärdeten und eine ebenso finstere Fremdartigkeit ausstrahlten wie die Banditen und Wegelagerer auf den Daguerreotypen und Lithografien ein Jahrhundert zuvor.

Dem würdevollen europäischen Publikum, welches dem Massaker aus der Ferne beiwohnte, waren sie ebenso fremd wie diese Abessinier mit ihren Schilden und Lanzen, die von Mussolinis Expeditionskorps über Monate hin und vollkommen straflos mit Maschinengewehren beschossen und aus der Luft bombardiert worden waren. Eine Zeit lang hatte man die Abessinier in Zeitungen, Zeitschriften und Wochenschauen gesehen, dann waren sie wieder unsichtbar geworden, nachdem sie ihre vorübergehende Rolle als Kanonenfutter, als Darsteller im großen Maskenball weltweiter Empörung ausgespielt hatten. Jetzt sind wir an der Reihe, dachte er, im Restaurant in der Zeitung blättern und den Kopf in die aufgeschlagenen Seiten

gesteckt aus Angst, einer der Spanier an den Nebentischen könne ihn erkennen. ESPAGNE ENSANGLANTÉE – ON FUSILLE ICI COMME ON DÉBOISE. Unter den französischen Wörtern in der Bleiwüste der Zeitungsseite stachen die Namen von spanischen Örtlichkeiten wie blanke Kiesel hervor, die Geografie des unaufhaltsamen feindlichen Vormarsches auf Madrid, wo in den Bars die über Lautsprecher verstärkte Flamencomusik aus dem Radio ab und zu mit einem Trompetenstoß unterbrochen wurde und eine jubelnde Stimme wieder neue, immer ruhmreichere und immer unwahrscheinlichere Siege verkündete, die vom Publikum mit Applaus und Olés aufgenommen wurden. DES FEMMES, DES ENFANTS, FUIENT SOUS LE FEU DES INSURGÉS.

Auf einem unscharfen und unterbelichteten Foto war eine gerade weiße Landstraße zu erkennen, darauf voranschreitende dunkle Gestalten, beladene Tiere, eine Bauersfrau, die einen Säugling an ihre Brust drückt und ihn vor etwas zu beschützen sucht, das vom Himmel kommt. Er kalkulierte Entfernungen bis Madrid, die sich durch den feindlichen Vormarsch der letzten Tage wahrscheinlich schon verkürzt hatten, Stunde um Stunde. In seinem Geiste wiederholte sich, was er mit eigenen Augen gesehen hatte: die Karren, die Tiere, umgestürzte Autos in Straßengräben, Milizionäre, die Gewehre und Patronengurte von sich warfen, um schneller querfeldein fliehen zu können, Offiziere, heiser vom Befehlsgebrüll, das keiner verstand und niemand befolgte. Die Landstraße war ein über die Ufer getretener Fluss von Menschen, Tieren und Maschinen, vorwärtsgetrieben von der seismischen Unordnung, die ein naher, aber noch unsichtbarer Feind heraufbeschworen hatte. Neben ihm auf dem Rücksitz des Dienstwagens, der in einem Stau von Lastern und Bauernkarren feststeckte, zwischen denen sich absurderweise eine Ziegenherde verlaufen hatte, betrachtete Negrín das Desaster mit einer Miene erschöpfter Ergebenheit, sein klobiges Profil vor dem Seitenfenster, das Kinn auf die

Faust gestützt, während sich der uniformierte Fahrer vergebens den Weg freizuhupen suchte. Etwas abseits der Landstraße ein weißes Haus mit einer Weinlaube, ein sanft ansteigender Hügel aus dunkler, gefurchter Erde, bereit für die herbstliche Aussaat. Im Hintergrund stieg eine dichte schwarze Rauchsäule in den klaren Abendhimmel und trug einen Geruch von Benzin und verbrannten Reifen heran. »Sie sind sehr viel näher, als wir dachten«, sagte Negrín, ohne ihn anzusehen. Feindselige oder verängstigte Gesichter beugten sich zu den Seitenfenstern hinunter, um ins Innere des Autos zu schauen. Wütende Fäuste und Gewehrkolben schlugen aufs Dach und auf die Karosserie. »Ich glaube nicht, dass wir hier durchkommen, Don Juan«, sagte der Milizionär, der als Eskorte neben dem Fahrer saß.

Dass Professor Rossmann beschlossen hatte, sein Glück in Spanien zu versuchen, lag vielleicht daran, dass er auf die Hilfe seines früheren Schülers vertraute, der ihm hätte das Leben retten können, der aber nichts oder fast nichts für ihn tat – ihn noch nicht einmal warnte, ihm nicht riet, nicht immer mit so lauter, erregter Stimme zu sprechen, sich etwas mehr zurückzuhalten, nicht jedem zu erzählen, was in Deutschland passiert war, was er mit eigenen Augen in Moskau gesehen hatte. Seine Unterstützung hätte etwas überzeugender ausfallen können: ihm nicht nur bei Firmen Vorstellungsgesprächen besorgen, aus denen dann nichts wurde, oder seine Tochter einstellen, damit sie Lita und Miguel in Deutsch unterrichtete. Dabei wären die nicht gewährten Gefälligkeiten am leichtesten zu haben gewesen; doch allzu sichtbare Not ruft Widerwillen hervor, je heftiger eine Bitte vorgetragen wird, umso sicherer wird sie unbeantwortet bleiben.

Professor Rossmanns Augen waren farbloser, als er sie in Erinnerung hatte, und seine Haut bleicher, wie eingeweicht, wie die eines Menschen, der daran gewöhnt ist, in einem feuchten Schattenreich zu leben, ohne den fast militärischen

Hochglanz seines kahlen Schädels unter dem elektrischen Licht eines Hörsaals im frühen Dunkel der Winterabende. Mit müden Augen blickte Ignacio Abel von seinem mit Plänen und Papieren bedeckten Arbeitstisch im Büro der Universitätsstadt auf, und der bleiche, mit der dunklen Strenge eines Leichenbegängnisses gekleidete Mann, der ihn mit Namen angesprochen hatte und ihm die Hand zur Begrüßung hinhielt, schaute ihn mit dem unsicheren Lächeln eines Menschen an, der damit rechnet, wiedererkannt zu werden. Aber Professor Rossmann war nicht die gealterte Version des Mannes, den Ignacio Abel 1923 in Weimar kennengelernt oder von dem er sich im September 1929 in Barcelona an der Estación de Francia verabschiedet hatte, nachdem sie auf der Weltausstellung durch den deutschen Pavillon geschlendert waren und danach Stunden mit lebhaften Gesprächen in einem Café verbracht hatten: Sechs Jahre später, im April oder Mai 1935, war er ein anderer Mensch, nicht verändert oder älter geworden, sondern wie umgewandelt; seine Haut so blass, als wäre sein Blut verwässert oder aus ihm herausgesaugt worden, seine Augen wie trübes Wasser, seine Gesichtszüge so zerbrechlich und seine Stimme so schwach wie die eines Genesenden, sein Anzug so abgetragen, als hätte er ihn nie abgelegt, nicht einmal zum Schlafen, seit er 1929 aus Barcelona abgereist war.

Man hat kein Badezimmer mehr, kein sauberes Bett, kein fließendes Wasser, und schon bald verkommt man. Das geht ganz schnell und geschieht doch schleichend. Der Hemdkragen wird zunehmend dunkler, obwohl man ihn hier und da in einem Waschbecken abreibt; die Schuhe beulen aus, Risse bilden sich so unübersehbar wie die Falten in einem Gesicht; die Krawatte verdreht sich und sieht am Ende aus, als wäre sie ausgewrungen worden; die Ellenbogen der Jacke und die Knie der Hosen glänzen bald wie eine alte Soutane oder die Flügel einer Fliege. Schon als Kind hatte Ignacio Abel einen Instinkt für die ganze Bandbreite der Missgeschicke, die anstän-

dige, aber verarmte Menschen treffen konnten, wie die mit der Miete in Rückstand bleibenden Mieter des Hauses, in dem seine Mutter als Türfrau arbeitete: Herren mit pomadisiertem Haar und ausgetretenen Schuhen, die sich blitzschnell bückten, um eine Zigarettenkippe aufzuheben, oder verstohlen in Müll-eimer schauten; Witwen auf dem Weg zur Kirche, die auf der Treppe einen unergründlichen Geruch hinterließen, die fettigen Haarknoten mit Kämmen zusammengesteckt und geflickte Haarnetze darübergezogen; Büroangestellte mit Krawatte und Zelluloidkragen und schmutzigen Fingernägeln, deren Atem nach saurem Milchkaffee und Magengeschwüren roch.

Als er Professor Rossmann sah, der in seinem Büro in der Universitätsstadt aufgetaucht war, als wäre er aus dem Reich der Toten zurückgekehrt, verspürte Ignacio Abel dieselbe Mischung aus Mitleid und Widerwillen, die er als Kind für diese Leute empfunden hatte. Sein Lächeln wirkte so seltsam, weil ihm jetzt fast sämtliche Zähne fehlten. Das Einzige, was von seiner steifen Förmlichkeit – die Krawatte und der Zelluloidkragen, die jetzt ausgetretenen Schuhe, der Anzug mit seinem Schnitt von vor 1914 – noch übrig war, war die große Aktentasche, die er mit beiden Händen vor die Brust drückte, die er mit einem Klappern von metallenen Gegenständen und allerlei Trödelkram auf seinem Professoren-pult in einem Hörsaal des Bauhauses abzustellen pflegte: verschlissener jetzt, von einer Beschaffenheit wie rissiges Pergament, das Leder so weich wie sein zahnloser Mund, dennoch in ihrer ganzen germanischen Strenge einer Professorenaktentasche mit Schnallen und Metallschließen, mit verstärkten Kanten, eine Aktentasche, aus der während seines Unterrichts die unwahrscheinlichsten Gegenstände zutage tragen, fast so wie die mit Kreide auf die Tafel gemalten Figuren in den Vorlesungen von Paul Klee: wie Tauben, Kaninchen oder bunte Tücher aus dem Zylinder eines Bühnenzauberers.

Einen nach dem anderen brachte Professor Rossmann mit der Miene eines erstaunten Stummfilmkomikers aus seiner anscheinend unergründlichen Aktentasche vollkommen alltägliche Gegenstände zum Vorschein, die in seinen Händen den wunderbaren Glanz neuester Erfindungen erhielten. Während seines Unterrichts in Weimar, in einem Hörsaal ohne Heizung, in den der kalte Wind durch die zerborstenen Fensterscheiben hereinfegte, erklärte Professor Karl Ludwig Rossmann, ohne Mantel und Schal abzulegen, das ganz gewöhnliche Arbeitsgerät, als wäre es ein frisch ausgegrabener Schatz; Gegenstände, die jeder täglich benutzte und denen niemand mehr besondere Aufmerksamkeit schenkte, weil ihre Unsichtbarkeit, sagte er, der Grund für ihre Wirksamkeit war, der Beweis, dass eine Form exakt ihrer Aufgabe entspricht: eine im Lauf der Jahrhunderte, sogar Jahrtausende, immer weiter angepasste Form, wie das Spiralgehäuse einer Schnecke oder die fast flache Rundung eines von Sand und Wasser polierten Kieselsteins am Meeresstrand.

Aus Professor Rossmanns Aktentasche kamen keine Bücher oder Skizzen oder Fachzeitschriften zum Vorschein, sondern das Arbeitsgerät von Schreibern, Steinbauern und Maurern: Lot, Kreisel, Kelle, ein Löffel, ein Bleistift, der Griff einer Kaffeemühle, eine schwarze Kautschukkugel, die vor den kindlich staunenden Augen der Studenten vom Boden abprallte und bis an die Decke sprang, ein Malerpinsel und ein Anstreicherquast, eine italienische Vase aus dickem grünlichem Glas, eine geschwungene Kurbel aus Messing, ein Päckchen Zigarettenpapier, eine Glühbirne, eine Nuckelflasche, eine Schere. Die Wirklichkeit war ein Labyrinth und ein Laboratorium wunderbarer und dennoch so alltäglicher Gegenstände, dass man sich fragte, warum sie nicht in der Natur vorkamen, sondern die Frucht menschlichen Erfindungsgeistes waren. Eine horizontale Fläche, sagte er, eine Treppe. Die einzige in der Natur vorkommende horizontale Fläche sei die des unbewegten Wassers, die



Weite des Meeres. Eine Höhle oder eine Baumkrone könnten zur Vorstellung von einem Dach oder einem Pfeiler geführt haben. Aber welcher gedankliche Vorgang habe erstmals zu der Vorstellung von einer Treppe geführt? Im eisigen Hörsaal, den Hut bis zu den Augenbrauen hinuntergezogen, im Mantel und mit Wollhandschuhen an den Händen, konnte der sehr kälteempfindliche Professor Rossmann eine ganze Vorlesung damit verbringen, konzentriert und sinnlich über die Form und das Funktionieren einer Schere zu referieren, darüber, in welcher Weise sich deren Schneiden wie der Schnabel eines Vogels oder die Kiefer eines Krokodils öffneten und ein Blatt Papier gerade oder in Wellen durchschnitten oder in vollkommener Weise dem zackigen Profil einer Karikatur folgten.

Seine Manteltaschen beulten sich von all den Dingen, die er irgendwo gefunden oder vom Boden aufgehoben hatte, und wenn er mit seinen behandschuhten Fingern danach tastete, stieß er bald auf einen unerwarteten Gegenstand, der sofort seine Aufmerksamkeit beanspruchte und neue Begeisterung entfachte. Die sechs Seiten eines Würfels mit ihren eingelassenen Punkten enthielten all die unendlichen Möglichkeiten des Zufalls. Nichts sei vollkommener und schöner als eine polierte Kugel, die über eine glatte Oberfläche rollt. In einem unscheinbaren Streichholz stecke die wunderbare Lösung des uralten Problems der Herstellung und des Transports von Feuer. Vorsichtig nahm er ein Zündholz aus der Schachtel, als nähme er einen getrockneten Schmetterling heraus, dessen Flügel bei der geringsten Unachtsamkeit Schaden nehmen konnten, zeigte es den Studenten, hob es hoch mit einer Geste, in der etwas Weihevolleres lag. Er rühmte seine Qualitäten, die Form des kleinen birnenförmigen Schwefelkopfes, des Stöckchens aus Holz oder gedrehtem Wachspapier. Die Streichholzschachtel selbst mit ihren komplizierten Winkeln, den Geniestreich der Intuition, die die beiden Teile so ersonnen hatte, dass sie perfekt ineinanderpassten und zugleich leicht

auseinanderzuziehen waren. Wenn er das Zündholz anriss, war das winzige Geräusch der Reibung des Schwefelkopfes auf der rauhen Reibfläche in der staunenden Stille des Hörsaals deutlich zu hören, und das Aufleuchten der kleinen Flamme hatte etwas von einem Wunder. Strahlend, als hätte er erfolgreich ein Experiment durchgeführt, zeigte Professor Rossmann das brennende Streichholz vor. Dann steckte er sich eine Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie so selbstverständlich an, als säße er in einem Café; und erst wenn er das Streichholz löschte, lösten sich die seinen Ausführungen lauschenden Studenten aus der hypnotischen Starre, in die sie ohne es zu merken verfallen waren.

Professor Rossmann war wie ein Hausierer der gewöhnlichsten und der unwahrscheinlichsten Dinge. Er dozierte über die praktischen Eigenschaften der Rundungen eines Löffels genauso wie über den delikaten optischen Rhythmus der Speichen eines fahrenden Rades. Andere Professoren begeisterten sich für das Neue; Professor Rossmann zeigte das Neue und Unverbesserbare, das im Verborgenen lag und doch schon immer existiert hatte. Er räumte seinen Tisch frei und stellte einen Kreisel darauf, den er auf dem Weg zur Universität Kindern abgekauft hatte, die damit auf der Straße spielten, versetzte ihn mit einer geschickten Fingerbewegung in Rotation und schaute dem Geschehen so entzückt zu, als sähe er einen Himmelskörper kreisen. »Erfinden Sie so etwas«, rief er den Studenten lächelnd zu, »erfinden Sie den Kreisel oder den Löffel oder den Bleistift, erfinden Sie das Buch, das man in die Tasche stecken kann und das trotzdem die ganze *Ilias* oder Goethes *Faust* enthält; erfinden Sie das Zündholz, den Henkel, die Waage, das zusammenklappbare Metermaß der Zimmerleute, die Nähnaedel, die Schere, vervollkommen Sie das Rad oder den Füllfederhalter. Denken Sie sich in die Zeit, in der einige dieser Dinge noch nicht existierten.« Dann schaute er

auf seine Armbanduhr – auch von dieser Neuheit, die ihm zufolge von englischen Offizieren im Krieg erdacht worden war, war er begeistert –, suchte seine Sachen zusammen, stopfte die Gegenstände eines wahnsinnigen Erfinders oder Trödlers in die Aktentasche zurück, füllte seine Manteltaschen mit ihnen und verabschiedete sich von der Klasse mit einer knappen Verneigung und einem angedeuteten Zusammenschlagen der Hacken.

»Mein lieber Freund, erinnern Sie sich nicht an mich?«

So viel Zeit war nicht vergangen. Vor jetzt weniger als sechs Jahren hatte Professor Rossmann, etwas korpulenter und kahler als in Weimar und in einem Anzug, der vermutlich von demselben Schneider gemacht war, der ihm schon vor 1914 die Anzüge angemessen hatte, im deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Barcelona die letzten Einzelheiten begutachtet, jedes Detail mit raschen Blicken seiner blassen Eulenaugen hinter den dicken Brillengläsern inspiziert. Alles musste auf den Punkt genau stimmen, wenn Mies van der Rohe wie eine Prinzessin in Barcelona auftrat, mit seinem Monokel eines preußischen Offiziers, mit dem langen Ebenholzpfefchen, in das er mit chirurgischer Präzision seine Zigaretten steckte. Professor Rossmann nahm Ignacio Abel am Arm, fragte ihn nach seiner Arbeit in Spanien, bedauerte, dass er nicht zur Schule zurückgekommen war, jetzt, da alles so viel besser geworden war, da es einen herrlichen neuen Sitz in Dessau gab. Er fuhr mit der Hand über die glänzende Oberfläche von dunkelgrünem Marmor, um festzustellen, ob sich Staub darauf befand, überprüfte die Ausrichtung von Möbelstücken oder einer Skulptur, betrachtete ein Hinweisschild aus nächster Nähe, als wolle er sich von der Fehlerlosigkeit der Typografie überzeugen. In den strengen, lichten Räumen, die noch niemand betreten hatte, wirkte Professor Rossmann mit seinem Zelluloidkragen, den hohen Schuhen wie von

1900 und der steifen Höflichkeit eines kaiserlichen Beamten besonders anachronistisch. Seine Hände jedoch berührten die Gegenstände so lustvoll wie eh und je, prüften Beschaffheiten, Winkel und Krümmungen, und in seinen Augen stand immer noch dasselbe fragende Staunen, eine Art hemmungsloser Drang, alles zu sehen, ein kindliches Glück unablässiger Entdeckung. Seine Bereitschaft, sich unbekümmert zu geben, hatte ebenso zugenommen wie seine äußere Erscheinung; er sprach erleichtert von den noch gar nicht so lange vergangenen Zeiten der Unsicherheit, der Inflation und des Hungers, in denen er manchmal als einzige Mahlzeit des Tages eine gekochte Kartoffel in seiner unergründlichen Aktentasche oder einer Manteltasche mit sich geführt hatte, als es in den heizungslosen Hörsälen der Schule so kalt gewesen war, dass er nicht die Kreide in seinen kältestarren Fingern halten konnte. »Aber Sie erinnern sich doch auch an diesen Winter von 1923, den Sie bei uns verbrachten, mein Freund.«

Heute schaute Professor Rossmann etwas heiterer in die Zukunft, doch immer noch mit jenem Rest von Misstrauen dessen, der die Welt einmal hat untergehen sehen. »Sie sollten einmal wieder nach Deutschland kommen. Berlin würden Sie nicht wiedererkennen. Sie glauben nicht, wie viele herrliche neue Gebäude dort entstehen. Sie werden sie natürlich aus Zeitschriften kennen, aber Sie wissen, dass das nicht dasselbe ist. Berlin wirkt wie New York! Sie müssten die neuen Wohnviertel sehen, die großen Kaufhäuser, die nächtlichen Lichter. Einige der Dinge, von denen wir in der Schule geträumt haben, als die Welt brannte, scheinen Wirklichkeit zu werden. Einige, nicht viele. Aber Sie wissen, was wenig bedeutet, wenn es gut gemacht ist.«

Der Wert der Dinge, der Instrumente, des Werkzeugs. Die Schönheit dieses Pavillons, die einem den Atem nahm und die Brust beengte; etwas Greifbares, das von dieser Welt war

und dennoch nicht so ganz zu ihr zu gehören schien, zu rein vielleicht, zu vollkommen, in der Makellosigkeit seiner rechten Winkel und glatten Oberflächen nicht nur unter den übrigen Gebäuden der Weltausstellung ein Fremdkörper, sondern auch in der Wirklichkeit selbst, im harten Licht und der Schroffheit Spaniens. Die Barockheit der Armut ist genauso verdorben wie die des Prunks. An einem Septembermorgen des Jahres 1929 wanderte Ignacio Abel mit Professor Rossmann durch den deutschen Pavillon, in dem immer noch gehämmert wurde und Arbeiter am Werk waren, in dem Schritte und Stimmen mit dem hohlen Klang unbewohnter Räume widerhallten, und er spürte in seiner eigenen Begeisterung einen Stachel von Skepsis. Vielleicht war es auch nur ein Anflug von Neid, weil er selbst nicht imstande war, so etwas zu ersinnen, ein Gebäude, das sein Leben gerechtfertigt hätte, auch wenn es nach wenigen Monaten wieder abgerissen würde. Wie ein musikalisches Meisterwerk, das nach seiner Erstaufführung nie wieder gespielt wird; was bleibt, ist vielleicht eine Partitur oder eine Grammofonaufnahme, eine unvollständige Erinnerung für jene, die sie gehört haben.

Ständig in Bewegung, zungenfertig, aufmerksam alles im Auge haltend, trieb Professor Rossmann die Bauarbeiten im Pavillon voran, damit alles bereit war, wenn sein Kollege Ludwig Mies van der Rohe aus Deutschland eintraf. Hinterher schaute er sich mit seiner Frau und seiner Tochter Barcelona an, fotografierte die Gebäude von Gaudí, die ihm wie ein Fieberrausch vorkamen, aber dennoch voller Schönheit waren, einer Schönheit, die ihn selbst umso mehr überraschte, als sie all seinen Prinzipien widersprach. Die Frau: klein, dick und phlegmatisch; die Tochter: groß, dünn und welk, mit großen Füßen in flachen Schuhen und einem allzu durchdringenden Blick hinter den Gläsern ihrer goldgerahmten Brille. Und zwischen ihnen Professor Rossmann, überschwänglich, einen Passanten bittend, ein Foto von ihnen zu machen, Gebäude und

